BAND: 5 HEFT: 1 (15) 1938

ZEITSCHRIFT FÜR POLITISCHE PSYCHOLOGIE UND SEXUALÖKONOMIE

ORGAN DER SEXPOL

HERAUSGEBER: SIGURD HOEL

INHALT:

Wo abonniere ich

die

Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie

Auf Grund zahlreicher Anfragen von Interessenten geben wir im folgenden unsere Kommissionäre in allen wichtigen Ländern mit genauer Adresse bekannt. Jede der genannten Firmen liefert Ihnen schnellstens unsere Zeitschrift sowie alle bei uns erschienene Literatur. Beziehen Sie sich ausdrücklich auf diese Veröffentlichung. Teilen Sie Ihren Freunden und Bekannten diese Adressen mit.

Kommissionäre in allen Ländern

DÄNEMARK:

Verlag für Sexualpolitik, Kopenhagen—Oslo, Postbox Oslo 2806, Postgirokonto Kopenhagen 303 02

ENGLAND:

British International News Agency, London, E. C. 4, 33 Fleet Street

FRANKREICH:

Dr. Ernest Strauss, Paris 15e, 2 Square Leon Guillot

HOLLAND:

S. P. Boeken-Import, Amsterdam, Postbox C. 363

JUGOSLAWIEN:

Librairie — Edition Breyer, Zagreb II, Masarykova 5
Deutsche emigranten und fortschrittliche jugoslawische Literatur

PALÄSTINA:

Biblion, Tel-Aviv, P. O. B. 4013, Allenby road 62

SCHWEIZ:

Dr. Oprecht u. Helbling, A.—G., Zürich, Rämistrasse 5

Redaktionelle Mitteilungen

Austausch

Wir fordern diejenigen Zeitungen und Zeitschriften, mit denen wir bisher noch keine Austauschvereinbarung getroffen haben, hierdurch auf, zwecks Austausch mit unserer Zeitschrift sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Abonnement

Wir erinnern diejenigen unserer Abonnenten, die die ihnen zugesandte Abonnementsrechnung noch nicht beglichen haben, dringend an sofortige Zahlung, da sonst die weitere Lieferung der Zeitschrift an sie eingestellt werden muss. Zahlungen erfolgen an Verlag für Sexualpolitik, Kopenhagen, Dänemark, Postgirokonto Nr. 30302, oder durch Bankbarscheck auf Kopenhagen oder Oslo.

Die Redaktion

ZEITSCHRIFT FÜR POLITISCHE PSYCHOLOGIE UND SEXUALÖKONOMIE

BAND 5 **HEFT 1 (15)** **1 9 3 8**

Lied der Jugend

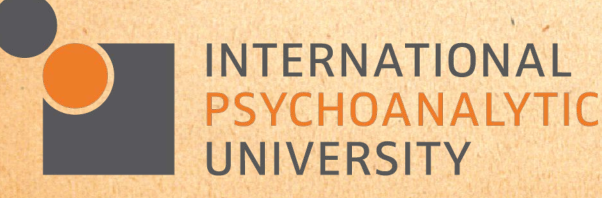
Wir sind die Zukunft —
tragen die Hoffnung
aller Bedrückten dieser Welt!
Freiheit kann keiner für uns schaffen —
Ziel unsrer Arbeit sind wir selbst!

Jungen und Mädchen — heran!
Lebt euer Leben klar voran!

Schüret die Flammen unseres Willens,
niemals der Knechtschaft gefügig zu sein!
Pflanzet die Kräfte der Lebensfreiheit
tief in die Sinne der Menschen ein!

Fort mit dem Spiesser!
Weg mit dem Knechte!
Leben soll nie mehr betrogen sein!
Reisset kräftig das Steuer herüber —
nehmt das Geschick in die eigne Hand!

Jungen und Mädchen — heran!
Tragt euer Leben klar voran!

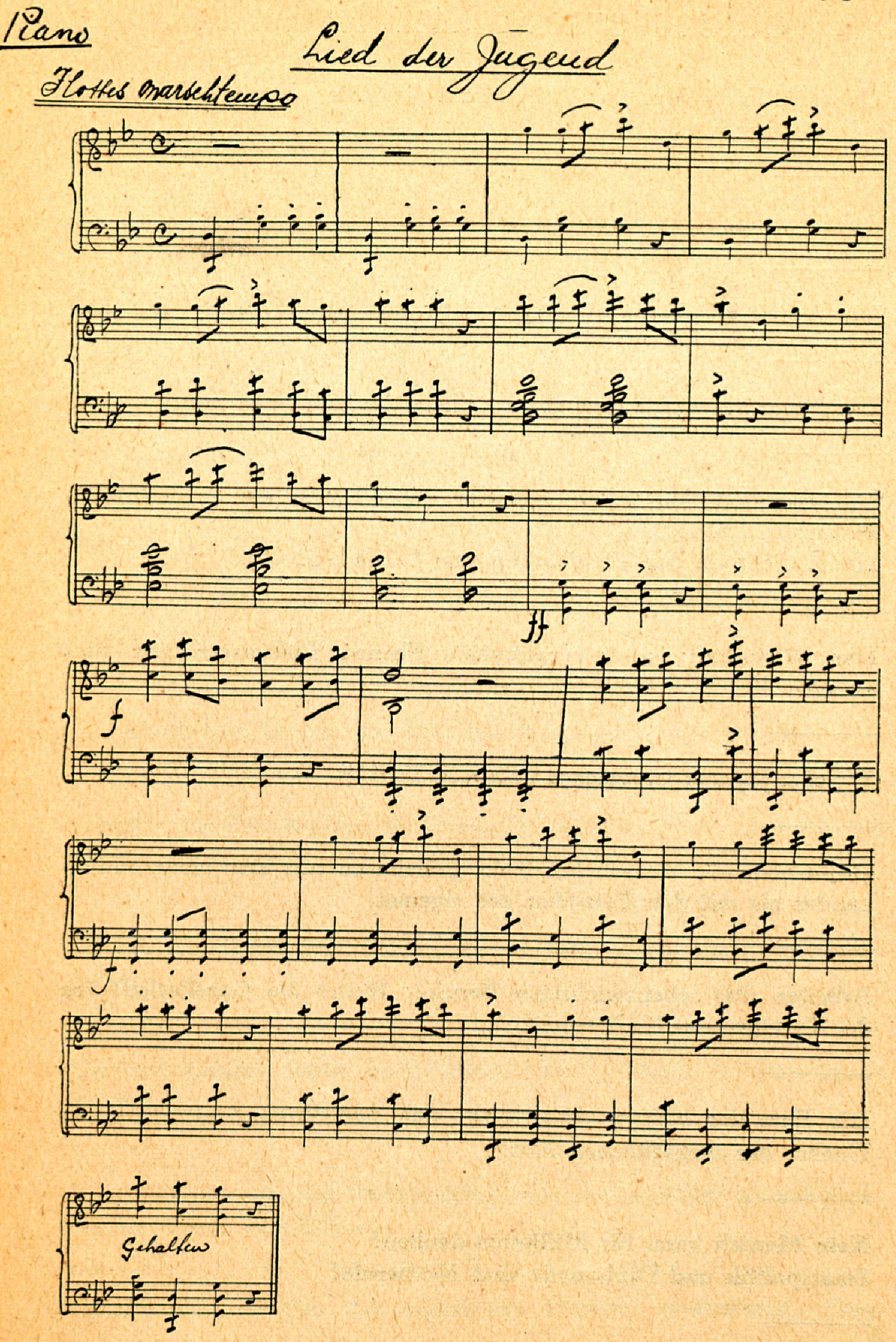


Schüret die Flammen unseres Willens,
niemals der Dummheit gefügig zu sein!
Pflanzet die Kräfte natürlicher Würde
tief in die Körper der Menschen ein!

Sprenget die Kriege!
Jaget die Meute!
Unser die Welt ist und unser das Lied —
Unser das Glück ist und unser die Liebe —
Unser das Kampfrecht, wenn man uns zwingt —

Jungen und Mädchen — heran!
Kämpft euer Leben klar voran!

Schüret die Flammen unseres Willens,
niemals der Lüge gefügig zu sein!
Brecht auf die Quellen der Daseinsfreude!
Schaffendes Leben! WIR SIND DEIN!


Piano
Lied der Jugend
Flottes Marschtempo
ff
f
Gehalten

Selbstverständlichkeiten . . .

Liebesglück, Wissen und Arbeit sind die Säfte unseres Lebens! Sie sollen es auch regieren!!

Arbeit ist die Grundlage des Lebens, Liebesglück sein Inhalt!

Die Arbeit soll nicht Pflicht, sondern ein Stück Lebensfreude sein!

Die Maschine wurde euer Herr! Macht sie zum Werkzeug!

Die nationale Wirtschaft hat der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse zu dienen.
Heute dient sie der Vernichtung von Leben und Gut!

Die Wirtschaft ist international! Ebenso Liebesverlangen und Lebenswille.

Welcher Japaner ist welches Chinesen Feind?

Der arbeitende Mensch hat mehr gemeinsam mit dem eines andern Landes als mit den Parasiten des eigenen.

Arbeiter aller lebenswichtigen Berufe! Rettet die Gesellschaft vor der Tyrannei der Nichtarbeit!

Die Ehre der Nation verwirklicht sich nur durch Beseitigung der Unehre der menschlichen Not!

Kein Mensch kann für Millionen denken!
Staatspolitik und Diplomatie sind Notberufe!

Nicht Kolonien mit Kriegen und Sklaven, sondern international zugängliche friedliche Arbeitssiedlungen.

Kriegersein ist kein lebensnotwendiger Beruf!

Vernichtet den Knecht in euch, nicht ausser euch!
Kinder sind gute Kameraden — macht sie nicht zu Untertanen!

Kinder wissen und begreifen alles, was menschlich ist!

An die Stelle eitler Uniformen setzt natürliches Selbstbewusstsein!

Habt weniger National- und mehr Selbstbewusstsein!

Bettelt nicht — fordert!

Ihr schafft fürs Leben. Ihr habt das Recht, es zu bestimmen!

Schaffet das Lebensglück im Diesseits! Das Glück im Jenseits hat noch niemand erlebt.

Sichert das Liebesglück der Jugend! Denkt an das eigene verlorene Leben!

Vertraut keinem ausser euch selbst! Der Mensch in euch denkt richtig!

Baut nicht so sehr auf Überzeugung oder Freundschaft als auf praktischer Arbeit fürs Leben!

Gesinnungen werden wie schmutzige Hemden gewechselt! Fragt

jeden: Was kannst Du für die Sicherung der Lebensfreude aller tun? Beweise es! Wir hören dich!

Entmachtet den Spiesser in euch und ausser euch!

Verteidigt euch nicht gegen die Impotentlinge! Enthüllt ihre schmutzigen Phantasien!

Sexuell hungrige Menschen werden zu mörderischen Bestien. Sichert das Liebesglück!

Ein satter Mensch stiehlt nicht! Unsittlich und brutal ist der Unbefriedigte!

Wir wollen niemand verbieten, sein Leben lang mit einem Partner sexuell zu leben. Doch wir wollen auch niemand dazu zwingen!

Die Familie soll eine freudige Gemeinschaft und kein Zwang sein!

Die Pflichtmoral erzeugt genau das Gegenteil des Beabsichtigten: Die Unmoral!

Die gesunde Frau umarmt keine Uniform sondern einen liebesfähigen Mann!

Ein Mann stiehlt keine Liebe! Er findet sie, weckt sie oder er findet sie anderswo!

Liebende wollen allein sein! Jedem sein eigenes Zimmer!

Irrationalismus in Politik und Gesellschaft

Die drei Grundelemente des religiösen Gefühls

Von Wilhelm Reich

Ich möchte an dieser Stelle keine ausführliche Untersuchung des religiösen Gefühls geben, sondern bloss Bekanntes zusammenfassen. Die orgastischen Erregungserscheinungen treffen an einem bestimmten Punkte das Problem der religiösen Erregung von der einfachsten gläubigen Hingegebenheit bis zur vollentwickelten religiösen Ekstase. Der Begriff religiöse Erregung ist nicht einzuschränken auf die Empfindungen, die bei tief Gottgläubigen aufzutreten pflegen, wenn sie etwa einer Andacht beiwohnen. Wir müssen dazu vielmehr alle Erregungen zählen, die durch eine bestimmte seelische und körperliche Erregungssituation gemeinsam gekennzeichnet sind; also etwa auch die Erregung höriger Massen, wenn sie die Rede eines geliebten Führers auf sich wirken lassen; selbstverständlich auch die Erregung, die man fühlt, wenn man sich von erhabenen Naturerscheinungen überwältigen lässt. Stellen wir zunächst zusammen, was bis zur sexualökonomischen Forschung über religiöse Phänomene bekannt geworden ist. Die Sozialforschung konnte nachweisen, dass die Religions*formen* und auch verschiedene Religionsinhalte von den Entwicklungsstadien sozialökonomischer Verhältnisse abhängig sind. So etwa die Tierreligionen von der Lebensweise primitiver Jagdvölker. Die Art, wie sich die Menschen die göttlichen übernatürlichen Wesen vorstellen, ist regelmässig bestimmt vom Stand der Wirtschaft und Kultur. Religiöse Vorstellungen sind soziologisch auch sehr wesentlich bestimmt von der Fähigkeit der Menschen, Natur und gesellschaftliche Schwierigkeiten zu meistern. Hilflosigkeit gegenüber Naturgewalten und elementaren gesellschaftlichen Katastrophen wirkt auf die Produktion religiöser Ideologie in den betreffenden Kulturkreisen förderlich. Die soziologische Erklärung der Religion betrifft also den *sozialökonomischen* Boden, auf dem sich religiöse Kulte erheben. Sie sagt weder etwas über die Dynamik der religiösen Ideologie, noch auch über den psychischen Prozess aus, der dabei in den dieser religiösen Ideologie unterworfenen Menschen vor sich geht.

Die Bildung religiöser Kulte ist also von dem Willen der Einzelmenschen unabhängig; sie sind soziologische Bildungen, die *aus den Beziehungen zwischen den Menschen* und dem Verhältnis dieser Menschen zur Natur quellen.

Die Psychologie des Unbewussten fügte der *soziologischen* Fassung der Religion eine *psychologische* hinzu; war vorher die soziale Abhängigkeit der Religionskulte erfasst, so erforschte man jetzt den psychologischen Prozess *in den Menschen*, die den objektiven religiösen Kulten unterworfen sind. So konnte die Psychoanalyse feststellen, dass die *Gottes*vorstellung identisch ist mit der *Vater*vorstellung, die Idee der *Mutter Gottes* identisch mit der *Mutter* jedes einzelnen Religiösen. In der *Dreieinigkeit* der christlichen Religion spiegelt sich das Dreieck Vater, Mutter und Kind unmittelbar wieder. Die psychischen Inhalte der Religion sind frühkindlichen familiären Beziehungen entnommen.

Die psychologische Erklärung erfasste also die Inhalte der religiösen Kultur, jedoch nicht die Energie, mittels derer sie sich in den Menschen verankern. Es blieb vor allem ungeklärt, woher der Affektreichtum und die Gefühlsbetontheit der religiösen Vorstellungen stammen. Es blieb auch unklar, weshalb sich die Vorstellungen vom übermächtigen Vater und der gütigen Mutter ins Mystische umsetzten und welche Beziehungen sie zum Geschlechtsleben der Individuen hatten.

Von vielen Soziologen wurde der orgastische Charakter mancher patriarchalischer Religionen längst festgestellt. Desgleichen ist Klarheit darüber geschaffen worden, dass die patriarchalischen Religionen stets politisch reaktionär sind. Sie stehen immer im Dienste der Interessen der machthabenden Schichte jeder Klassengesellschaft und verhindern *praktisch* die Behebung der Massennot dadurch, dass sie sie als von Gott gewollt hinstellen und den Glücksanspruch aufs Jenseits vertrösten.

Die sexualökonomische Forschung fügt nun den bisherigen Kenntnissen über die Religion folgende Fragen an:

1) *Wie* verankern sich die Gottesvorstellung, die Sünden- und die Strafideologie, die gesellschaftlich produziert und familiär reproduziert werden, in den einzelnen Menschen? Mit anderen Worten, was zwingt die Menschen dazu, diese religiösen Grundvorstellungen nicht nur zu akzeptieren, sie nicht als Last zu empfinden, sondern im Gegenteil sie oft glühend zu bejahen und unter Aufopferung primitivster Lebensinteressen aufrechtzuerhalten und zu verteidigen?

2) *Wann* erfolgt die Verankerung der religiösen Vorstellungen in den Menschen?

3) Mit Hilfe welcher *Energie* erfolgt dies?

Es ist klar, dass ohne die Beantwortung dieser drei Fragen zwar eine soziologische und psychologische Interpretation der Religion, jedoch keine reale Änderung der Struktur der Menschen möglich ist.

Denn wenn die religiösen Gefühle dem Menschen nicht etwa aufgezwungen, sondern von ihnen selbst strukturell aufgenommen und festgehalten sind, obwohl es gegen die eigenen Lebensinteressen geht, dann handelt es sich um eine energetische Strukturveränderung in den Menschen selbst.

Die religiöse Grundidee ist in sämtlichen patriarchalischen Religionen das Negativ des sexuellen Bedürfnisses. Davon macht keine eine Ausnahme, wenn wir von den sexuell bejahenden Urreligionen absehen, in denen noch Religiöses und Sexuelles eine Einheit waren. Am Übergang der gesellschaftlichen Organisation vom Natur- und Mutterrecht zum Vaterrecht und damit zur patriarchalischen Klassengesellschaft, splitterte sich die Einheit von religiösem und sexuellem Kult auf; der religiöse Kult wurde der Gegensatz des sexuellen. Damit hört der sexuelle Kult auf zu existieren, um der sexuellen Unkultur der Bordelle, der Pornographie und der Hintertreppensexualität Platz zu machen. Es bedarf keiner weiteren Begründung, dass in dem Augenblicke, wo die sexuellen Erlebnisse keine Einheit mehr mit den religiösen Kulten darstellten, sondern deren Gegensatz, die religiöse Erregung gleichzeitig ein Ersatz für die verloren gegangene, gesellschaftlich bejahte Lusthandlung werden musste. Nur aus diesem Widerspruch der religiösen Gefühlserregung, dass sie nämlich gleichzeitig antisexuell *und* Sexualitäts*ersatz* ist, lässt sich die Kraft und Beharrlichkeit der Religionen begreifen.

Die Affektstruktur des echt religiösen Menschen lässt sich kurz wie folgt beschreiben: Biologisch ist er den sexuellen Spannungszuständen genau so unterworfen wie alle anderen Menschen und Lebewesen. Doch er hat durch die Aufnahme der sexualverneinenden religiösen Vorstellungen und im besonderen durch die Strafangst, die er erwarb, jede Fähigkeit zu natürlicher sexueller Spannung und Befriedigung verloren. Er leidet daher an einem chronisch *überspannten* körperlichen Erregungszustand, den er unausgesetzt zu meistern gezwungen ist. Das Glück auf Erden ist ihm nicht nur unerreichbar, sondern erscheint ihm vielmehr gar nicht als wünschenswert. Da er die Begnadung im Jenseits erwartet, unterliegt er einem Gefühl der *Glücksunfähigkeit* in weltlichen Dingen. Da er aber ein biologisches Lebewesen ist und auf Glück, Entspannung und Befriedigung unter keinen Umständen verzichten *kann*, sucht er das *illusionäre* Glück auf, das ihm die religiösen *Vorlust*spannungen zu geben vermögen, also die uns bekannten vegetativen Strömungen und Erregungen im Körper. Er wird daher zusammen mit seinen Glaubensgenossen Veranstaltungen treffen und Einrichtungen schaffen, die ihm diesen körperlichen Erregungszustand erleichtern und dessen eigentliches Wesen gleichzeitig verschleiern können. Sein biologischer Organismus baut sich daher eine Orgel, deren Klänge derartige Strömungen im Körper hervorrufen können. Das mystische Dunkel der Kirchen erhöht die Wirkung einer überpersönlich aufgefassten Empfindsamkeit für das

eigene Innere und für die darauf zugeschnittenen Klänge einer Predigt, eines Chorals etc.

Der religiöse Mensch ist in Wirklichkeit völlig hilflos geworden, da ihm die Glücksfähigkeit und die Aggressivität Schwierigkeiten des Lebens gegenüber durch Unterdrückung seiner Sexualenergie verloren gingen. In Wirklichkeit hilflos, muss er um so mehr an übernatürliche Kräfte glauben, die ihn stützen und beschirmen. Wir verstehen daher, dass er in manchen Situationen auch eine unglaubliche Kraft der Überzeugung, ja des passiven Todesmuts entwickeln kann. Er schöpft diese Kraft aus der Liebe zu der eigenen religiösen Überzeugung, die ja von sehr lustbetonten Körpererregungen getragen ist. Er glaubt freilich, die Kraft stamme von «Gott». Seine Sehnsucht nach Gott und zu Gott ist also in Wirklichkeit die Sehnsucht, die seiner sexuellen Vorlusterregung entstammt und nach Auslösung ruft. Die Erlösung ist und kann nichts anderes sein als die Erlösung von den untragbaren körperlichen Spannungen, die nur solange lustvoll sein können, als sie sich mit einer phantasierten Vereinigung mit Gott, d. h. mit der Befriedigung und Entspannung vermengen können. Die Neigung fanatisch religiöser Menschen zu Selbstbeschädigungen, zu masochistischen Handlungen usw. bestätigt das Gesagte. Die sexualökonomische Klinik konnte nämlich zeigen, dass Geschlagenwerdenwollen oder Sich-selbstzüchtigen dem triebhaften Wunsch nach *Entspannung ohne eigene Schuld* entspringt. Es gibt keine körperliche Spannung, die nicht Vorstellungen von Geschlagenwerden oder Gepeinigtwerden produzieren würde, sobald sich der Betreffende unfähig fühlt, selbst die Entspannung herbeizuführen. Hier liegt die Wurzel der passiven Leidensideologie aller echten Religionen.

Aus der realen Hilflosigkeit und körperlichen Pein stammt der Drang nach Trost, Stütze und Halt von aussen her, vor allem gegen die eigenen bösen Triebe, wie es heisst, gegen die «Sünde des Fleisches». Geraten religiöse Menschen nun in starke Erregung mit Hilfe ihrer religiösen Vorstellungen, so steigert sich mit der körperlichen Erregung der vegetative Reizzustand, der einer Befriedigung nahekommt, ohne jedoch in Wirklichkeit eine körperliche Entspannung zu bringen. Es ist aus Behandlungen kranker Priester bekannt, dass am Höhepunkte religiös ekstatischer Zustände unwillkürliche Samenentleerungen sehr häufig vorkommen. Die normale orgastische Befriedigung ist ersetzt durch einen allgemeinen körperlichen Erregungszustand, der das Genitale ausschliesst, und der gegen den den Willen, wie zufällig, Teilentspannungen herbeiführt.

Die Sexuallust war ursprünglich und natürlicherweise das Gute, das Schöne, das Glückhafte, dasjenige, was den Menschen mit der allgemeinen Natur verband. Mit der Aufsplitterung des sexuellen und religiösen Gefühls musste das Sexuelle das Böse, das Höllische, das Teuflische werden.

Ich habe an anderer Stelle darzulegen versucht, wie die *Lust*angst,

also die Angst vor sexueller Erregtheit zustandekommt und sich auswirkt. Ich wiederhole kurz: Menschen, die der Entspannung unfähig sind, müssen die sexuellen Erregungen mit der Zeit als quälend, belastend, zerstörerisch empfinden. Die sexuelle Erregung ist in der Tat zerstörerisch und quälend, wenn die Entspannung nicht zugelassen ist. Wir sehen also, dass die religiöse Vorstellung vom Sexuellen als einer vernichtenden, teuflischen, Untergang bereitenden Kraft in realen körperlichen Vorgängen wurzelt. Nunmehr muss sich die Einstellung zur Sexualität aufsplittern: Die typisch religiösen und moralischen Wertungen «gut» — «böse», «himmlisch» — «irdisch», «göttlich» — «teuflisch» etc. werden zu Symbolen der sexuellen Befriedigung einerseits und der Strafe dafür andererseits.

Das tiefe Sehnen nach Auslösung und Erlösung, *bewusst* von den «Sünden», *unbewusst* von der sexuellen Spannung, ist gleichzeitig abgewehrt. Die religiösen ekstatischen Zustände sind nichts anderes als nie erledigbare sexuelle Erregungszustände des vegetativen Nervensystems. Die religiöse Erregung lässt sich ohne den Widerspruch, der sie beherrscht, überhaupt nicht begreifen und daher auch nicht bewältigen. Sie ist nicht nur antisexuell, sondern in hohem Grade selbst sexuell. Sie ist nicht nur moralisch, sondern gleichzeitig zutiefst widernatürlich, im sexualökonomischen Sinne unhygienisch. In keiner Gesellschaftsschichte blühen die Hysterien und Perversionen derart wie in den Kreisen der asketischen Kirche. Daraus darf man nicht den falschen Schluss ziehen, dass man sie nun als perverse Kriminelle behandeln soll. Es zeigt sich im Gespräch mit religiösen Menschen, dass sie gleichzeitig mit der Ablehnung des Sexuellen auch ein sehr gutes Verständnis für ihren Zustand aufbringen. Sie sind wie alle anderen Menschen aufgeteilt in eine offizielle und in eine private Persönlichkeit. Offiziell betrachten sie die Sexualität als Sünde, privat wissen sie sehr genau, dass sie ohne ihre Ersatzbefriedigungen nicht existieren könnten. Ja, viele sind der sexualökonomischen Lösung des Widerspruchs von Sexualerregung und Moral zugänglich. Sie begreifen, wenn man Kontakt mit ihnen gewinnt, sie nicht menschlich ablehnt, sehr gut, dass das, was sie als Verbindung zu Gott beschreiben, die reale Verbundenheit mit dem allgemeinen Naturprozess ist, dass ihr Ich ein Stück der Natur ist, dass sie sich wie alle Menschen als Mikrokosmos im Makrokosmos fühlen. Man muss ihnen zugestehen, dass ihre tiefe Überzeugung einen wahren Kern hat, dass, was sie glauben, wirklich wahr ist, nämlich die vegetative Strömung ihres Körpers und die Ekstase, in die sie verfallen können. Das religiöse Gefühl ist besonders bei Menschen aus armen Volksschichten absolut echt. Es wird nur dadurch unecht, dass es seinen eigenen Ursprung und die unbewusst gewollte Befriedigung ablehnt und vor sich selbst verschleiert. Dadurch kommt die *gemacht* gütig wirkende Haltung von Priestern und religiösen Menschen zustande.

Diese Darstellung ist unvollständig. Doch in den Grundzügen können wir zusammenfassend sagen:

1) Die religiöse Erregung ist eine verschleierte vegetative, sexuelle Erregung.

2) Durch die Mystifizierung der Erregung negiert der Religiöse seine Sexualität.

3) Die religiöse Ekstase ist ein Ersatz der orgastischen vegetativen Erregtheit.

4) Die religiöse Ekstase bringt keine sexuelle Entspannung, sondern höchstens eine muskuläre und geistige Ermüdung.

5) Das religiöse Gefühl ist subjektiv echt und physiologisch begründet.

6) Die Negierung der sexuellen Natur dieser Erregungen bedingt charakterliche Unechtheit.

Kleinkinder glauben nicht an Gott. Der Gottesglaube verankert sich in ihnen regelmässig erst dann, wenn sie es lernen müssen, ihre sexuellen Erregungen anlässlich der Onanie zu unterdrücken. Dadurch erwerben sie Angst vor der Lust. Jetzt fangen sie an, an Gott wirklich zu glauben, vor ihm Angst zu entwickeln und ihn als allwissend und allsehend nicht nur zu fürchten, sondern gleichzeitig als Schutz gegen die eigene Sexualerregung anzurufen. Dies alles hat die Funktion der Onanievermeidung. Die Verankerung der religiösen Vorstellungen erfolgt also in der frühen Kindheit. Doch diese religiösen Vorstellungen könnten nicht die sexuelle Energie im Kinde binden und aus ihr die Gegenkräfte der Moral und der Sexualscheu bilden, wenn sie sich nicht an die realen Gestalten von Vater und Mutter knüpfen würden. Wer den Vater nicht ehrt, ist sündhaft, mit anderen Worten, wer den Vater nicht fürchtet und sich seiner sexuellen Lust hingibt, wird bestraft. Der lebende, strenge, versagende Vater ist der Vertreter Gottes auf Erden und sein Vollzugsorgan in der Vorstellung des Kindes. Fällt die Ehrfurcht vor dem Vater realer Einsicht in dessen Schwächen und menschlichen Unzulänglichkeiten zum Opfer, so bleibt er doch in Gestalt der abstrakten mystischen Gottesvorstellung bestehen. Wie sich die patriarchalische Herrschaft auf Gott beruft und die reale väterliche Autorität meint, so beruft sich in Wirklichkeit das Kind auf den realen Vater, wenn es «Gott» sagt. In der Struktur des Kindes bilden Sexualerregung, *Vater*vorstellung und *Gott*vorstellung natürlich eine Einheit. Sie tritt uns in den Behandlungen greifbar entgegen als genitaler muskulärer Krampfzustand. Regelmässig weicht mit der Lösung des Krampfzustandes in der Genitalmuskulatur die Gottesvorstellung und die Angst vor dem Vater. Der genitale Krampfzustand stellt also nicht nur die physiologische strukturelle Verankerung der religiösen Furcht dar, sondern er schafft gleichzeitig die Lustangst, die zum Kern jeder religiösen Moral wird.

Ich muss es weiteren Untersuchungen überlassen, die sehr kom-

plizierten Detailbeziehungen zwischen religiöser Kultart, sozialökonomischer gesellschaftlicher Organisation und menschlicher Struktur aufzuarbeiten. Als ihr energetischer Kern bleiben *Genitalscheu* und *Lustangst* für sämtliche sexualverneinenden patriarchalischen Religionen in Geltung.

Wem nützt die Sexualmoral?

von Gunnar Leistikow

Der folgende Artikel erschien ursprünglich in der Zeitschrift der dänischen sexualpolitischen Organisation «Sex og Samfund». Wir drucken ihn ab, um ihn international zugänglich zu machen.

So sehr wir mit dem Inhalt und der sachlichen Darstellung einverstanden sind, müssen wir feststellen, dass die Antwort auf die grosse Frage der universellen Sexualunterdrückung der Menschheit im vorliegenden Artikel zu eng gefasst ist. Zwar ist richtig, dass letzten Endes einige wenige Kapitalisten enormen materiellen Vorteil aus der allgemeinen Sexualunterdrückung ziehen. Doch dies reicht als Motiv nicht aus, um eine so umfassende und jahrtausende alte Erscheinung der menschlichen Gesellschaft zu erklären. Der Autor bringt nicht genügend zum Ausdruck, dass die Existenz von Privatkapitalisten selbst Folge und Ausdruck objektiver soziologischer Prozesse ist. Eine der Funktionen des Buches «Der Einbruch der Sexualmoral» war gerade die, nachzuweisen, in welcher Weise in der Vorzeit die ausbeuterische Privatwirtschaft sich aus komplizierten sexualökonomischen Vorgängen entwickelte. So wie die Sexualunterdrückung früher da war als die Moral, ging sie auch der Existenz der privaten Ausnützung fremder Arbeitskraft *voraus*.

Die Redaktion.

Wem nützt die Sexualmoral? Diese Frage wird wohl vielen unter meinen Lesern sonderbar vorkommen. Wir sind mit der Meinung aufgewachsen, dass die Moral etwas über jeden Nutzen und materiellen Vorteil Erhabenes sei, dass Pflichten und Forderungen an die Menschen ihren Inhalt ausmachten. Moralisch handeln soll man um der Sache selber willen, ohne Rücksicht auf Lust oder Unlust oder persönliche oder andere Vorteile.

Indessen ist der Gedanke eines Nutzens der Moral gar nicht so absurd, wie er zunächst vielleicht erscheinen könnte. Nehmen wir ein Moralgebot wie «Du sollst nicht töten» oder «Du sollst nicht stehlen», so liegt seine Nützlichkeit durchaus klar zutage. Sie besteht in einer Rechtssicherheit, die der Menschheit allgemein zugute kommt. Nehmen wir gewisse moralische Gebote sexuellen Charakters, wie die Forderung, eine erwachsene Person dürfe nicht Kinder verführen oder gar vergewaltigen, so ist auch hier deutlich, für wen ein Nutzen daraus entspringt: für die Kinder, die gegen körperliche und seelische Schädigung beschützt werden sollen. Auch das be-

kannte sechste Gebot — «Du sollst nicht ehebrechen» — verteidigt ein gewisses persönliches Interesse auf Seiten des betrogenen Ehegatten. Wem aber nützt eine der Hauptforderungen der bürgerlichen Sexualmoral: dass nämlich zwei erwachsene, selbstverantwortliche Menschen nicht ohne den Segen der Kirche oder des Standesamts miteinander zu Bett gehen dürfen? Das ist nicht so leicht einzusehen — gleichwohl aber muss es jemanden geben, für den solche Vorschriften einträglich sind. Sonst würden so scharfe Forderungen wie die des Verzichts auf die Befriedigung des stärksten von der Natur in den Menschen gelegten Triebes einfach nicht bestehen können.

Gewiss hat sich manches geändert

Hier wird man vielleicht einwenden, dass die Forderung geschlechtlicher Enthaltsamkeit in so unbedingter Form nicht mehr besteht, dass es unmodern geworden sei, sich daran zu halten. Es stimmt zweifellos, dass man in Grosstädten und vielfach auch auf dem Lande nicht mehr so viel Gewicht darauf legt wie vor zwei bis drei Generationen. Jedoch ein Moralgebot handelt nicht von dem, was geschieht, sondern von dem, was geschehen *soll* oder doch *sollte*. So ist es für die Gültigkeit einer moralischen Regel nicht wesentlich, ob sie praktisch befolgt wird, sondern ausschliesslich, ob sie nach Ansicht der Leute befolgt werden sollte. Und hier kann kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen: rechnet man nicht die jüngeren, sexuell begehrenden Menschen, sondern auch die älteren mit ein, die schlechtere Chancen für die Befriedigung ihres Triebes haben und daher «griesgrämig» geworden sind — kurz, wenn man alle «alten Damen beiderlei Geschlechts», wie die Engländer sagen, mit berücksichtigt, so wird die überwiegende Mehrheit es verwerflich finden, ein mit den Triebansprüchen seines Körpers übereinstimmendes Geschlechtsleben zu führen. Es kommt für uns hier weniger darauf an, wo die Grenze gezogen wird: ob man jede geschlechtliche Beziehung ausserhalb der Ehe als unsittlich und unmoralisch ansieht, oder ob man festere, eheähnliche Verbindungen gutheisst. Die öffentliche Diskussion über die sexuelle Frage hat erwiesen, dass weitaus die meisten Leute losere Verbindungen unter anderm und sogar vorzugsweise aus moralischen Gründen verdammen. Jeder, der unsere Ärzteschaft ein wenig kennt, weiss auch, wie schwierig es z. B. für ein 17—18jähriges Mädchen ist, von einem Arzt ein Pessar zu bekommen, obwohl sie ein geschlechtlich voll ausgereifter, erwachsener Mensch ist und obwohl ihre Grossmutter vielleicht im gleichen Alter schon verheiratet war und ein von Kirche und Staat gesegnetes und öffentlich anerkanntes Geschlechtsleben führte.

Enthaltsamkeit und Gesundheit

Wir stehen also der eigentümlichen Tatsache gegenüber, dass die herrschende Moral es verurteilt, wenn zwei erwachsene Menschen so handeln, wie ihre Natur es von ihnen verlangt — ausser unter ganz besonderen Umständen. Die moderne Sexualwissenschaft zeigt, dass geschlechtliche Enthaltsamkeit nicht nur keinen erweislichen hygienischen Vorzug hat, sondern sogar bedeutende gesundheitliche Gefahren mit sich bringt. Auf jeden Fall kann also nicht behauptet werden, dass die Sexualmoral demjenigen nützt, an den sie sich wendet. So erhebt sich die Frage: wem nützt sie denn? Irgend jemandem muss sie ja Vorteile einbringen, sonst wäre sie längst verschwunden.

Ein wenig Geschichte

Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir uns diese Sexualmoral ein wenig genauer ansehen. Ist sie in den verschiedenen Ländern in den verschiedenen Zeiten und für die verschiedenen Klassen immer dieselbe gewesen?

Bei einem flüchtigen Überblick finden wir da die grösste Mannigfaltigkeit. Vergleichen wir etwa den englischen Puritanismus mit der allgemeinen Leichtlebigkeit am französischen Königshof im 17. und 18. Jahrhundert, oder die ausserordentliche Sittenstrenge in Spanien unter den sogenannten katholischen Königen mit der gleichzeitigen Fessellosigkeit der Renaissance in ganz Italien, so sehen wir, dass die Gebote der Sexualmoral sehr ungleich gehandhabt wurden. Auch was man im einzelnen als moralisch oder unmoralisch betrachtete, war recht verschieden. Aber in all diesen Gesellschaften bestand eine lange Reihe gleicher oder paralleler Vorschriften inbezug auf geschlechtliche Verhältnisse — ja, diese Übereinstimmungen sind sogar weit grösser und weittragender als die Verschiedenheiten.

Monogamie

Worin bestehen nun diese Übereinstimmungen? Vor allem wird die lebenslange Einehe zweier Menschen als die höchste, meist sogar als die einzige sittliche Form der sexuellen Gemeinschaft betrachtet. Dieser Gemeinschaft liegt überall eine wirtschaftliche Organisation zugrunde, die durch Arbeitsteilung zwischen den Eheleuten gekennzeichnet ist: der Frau liegt die häusliche Arbeit, dem Mann das Beschaffen des nötigen Geldes ob. Die politische Organisation der Familie, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist eine Art Monarchie mit dem Mann als Oberhaupt. Es hängt nur von Zeit und Ort ab, ob diese Monarchie die Form absoluter Alleinherrschaft, unbedingter Diktatur annimmt oder ob die Frau ein grösseres oder geringeres Mitbestimmungsrecht besitzt und das Familienleben daher mehr konstitutionelle und parlamentarische Formen aufweist. Überall, selbst in den demokratischsten Ländern, ist der Mann zumindest *primus*

inter pares — eine vollständige, ausnahmslose Gleichstellung der Frau findet sich nirgends. Dementsprechend herrscht auch überall eine Doppelmoral für Mann und Frau. Von beiden wird eheliche Treue und geschlechtliche Enthaltsamkeit bis zur Heirat gefordert — aber eine Verletzung dieser Gebote wird bei der Frau viel schärfer beurteilt als beim Manne, und wo Strafbestimmungen bestehen, muss die Frau für ein solches Verschulden immer weit schwerer entgelten. Selbst in den Ländern und zu den Zeiten mit liberaleren Anschauungen über sexuelle Fragen und weniger strenger Beurteilung von Versündigungen gegen die Moral ist die eigentliche Sexualmoral doch immer die gleiche. Selbst im Italien der Renaissance oder am Hofe Ludwigs XVI., wo Jungfräulichkeit junger Mädchen eine Seltenheit war, und wo eheliche Treue geradezu komisch anmutete, verlangte die Moral gleichwohl Enthaltsamkeit vor der Heirat und Unantastbarkeit der Ehe. Der Reiz der ständigen losen Verbindungen wurde nicht wenig gerade dadurch erhöht, dass es eben verbotene Früchte waren, die man naschte.

Diese Haupteigentümlichkeiten der Sexualmoral — Forderung nach sexueller Enthaltsamkeit vor der Ehe und unbedingter ehelicher Treue, Unterdrückung und Unkenntnis des Sexuallebens der Kinder, doppelte Moral für Mann und Frau — all das sind keine Besonderheiten der europäischen Kultur. Genau die gleichen Forderungen findet man auf der ganzen Welt, oft sogar in noch weit strengerer Form, wie z. B. bei den Mohammedanern und in Indien und China. Ja, man stösst auf sie sogar bei fast allen primitiven Völkern, selbst wenn die äusseren Formen äusserst verschieden sind.

Ist der Mensch von Natur monogam?

Kann man daraus nun folgern, dass naturbestimmte Formen menschlichen Zusammenlebens vorliegen? Viele ziehen diesen Schluss. Besonders konservativ und reaktionär eingestellte Menschen in allen Ländern halten dafür, dass die Frau von Natur ein dem Manne unterlegenes Wesen ist, dass es daher den Naturgegebenheiten entspricht, wenn er verfügt und dass die als geringwertig betrachtete Hausarbeit Angelegenheit der dem Manne untertänigen Frau ist. In den gleichen Kreisen behauptet man auch, dass die Ehe — soweit man sie nicht als göttlichen Ursprungs ansieht — eine nicht von den Menschen errichtete, sondern eine naturbestimmte Institution sei. Zur Stützung dieser Theorie führt man an, dass nicht nur die Menschen, sondern auch verschiedene Tierarten paarweise zusammenleben.

Ist nun diese Auffassung stichhaltig? Dazu wäre erforderlich, dass die genannten Übereinstimmungen in der Sexualmoral in den verschiedenen Ländern nicht nur meistenorts, sondern ohne jede Ausnahme überall zu finden wären. Ist das der Fall?

Nein — das ist nicht so. Es gibt Völker — freilich nur einige

wenige — die eine Unterdrückung des Sexuallebens der Kinder und der unverheirateten jungen Menschen nicht kennen, bei denen das Verhältnis zwischen Mann und Frau ein ganz anderes ist, und die infolge dessen nicht unsere Sexualmoral kennen, sondern ganz andere Regeln für das geschlechtliche Miteinander haben. Und nicht nur sind ihnen unsere Sexualordnung und Moral unbekannt, *sondern auch die Schattenseiten, die sie in allen Ländern ihrer Herrschaft ohne Ausnahme begleiten: Prostitution, Perversitäten und neurotische Erkrankungen.*

Die Trobriander

Von den meisten Völkern dieser Art wissen wir bislang noch nicht besonders viel, weil die Forscher, die sie beobachtet haben, sich nicht für Sexualfragen interessierten und nur äusserst unvollständige und oft wissenschaftlich unhaltbare Vorstellungen über das Geschlechtsleben der betreffenden Stämme mitbrachten. Wiederum aber haben wir über die Sexualverhältnisse eines dieser Völker sehr reiche und ausserordentlich interessante Aufschlüsse, weil ein polnischer Forscher *Bronislaw Malinowski,* der Professor in London ist, sich jahrelang inmitten dieses Volkes aufgehalten und eine Reihe Bücher über sein Sexualleben geschrieben hat. Es handelt sich um die Trobriander, einen melanesischen Stamm, der auf einigen kleinen Inseln in Britisch-Neu-Guinea lebt.

In Europa hat man erst in diesem Jahrhundert entdeckt, dass Kinder ein Sexualleben haben. Früher (und manchenorts heute noch) sah man die Kinder für eine Art geschlechtsloser unschuldiger Engel an und glaubte, dass sexuelle Regungen erst im Pubertätsalter begönnen. Die Trobriander sind uns hierin weit voraus: nicht nur wissen sie vom Sexualleben der Kinder, sie anerkennen es auch durchaus und behindern die Kinder nicht im geringsten in ihren sexuellen Spielen und kleinen Liebeszeugnissen. Da die Häuser der Trobriander keine inneren Wände haben, werden die Kinder unvermeidlich schon in sehr frühem Alter durch ihre eigenen Augen über die Einzelheiten des Sexuallebens der Erwachsenen unterrichtet. Sehr bald, schon im Alter von 6 bis 10 Jahren, beginnen sie auch selber zu versuchen, das Gesehene nachzuahmen. Auch hieran finden ihre Eltern nichts auszusetzen. Wenn die Kinder sich dem Pubertätsalter nähern, haben sie schon einige eigene Erfahrung auf sexuellem Gebiet, und mit der Zeit entwickeln sich ganz zwanglos kürzer oder länger währende Liebesverhältnisse mit dem Partner, der den anderen vorgezogen wird. Die jungen Menschen haben ihre Jungmännerhäuser, in denen mehrere junge Männer mit ihren Freundinnen zusammenwohnen. Ein solches Zusammenleben zieht keine Verplichtungen nach sich. Es wird aber als dem guten Ton zuwider angesehen, wenn einer der Partner in einer solchen vorläufigen Kameradschaftsehe allzu offensichtlich anderen Umgang

sucht. Takt und Ton schreiben vor, dass man voneinander wegzieht, wenn das Zusammenleben mit dem betreffenden Partner nicht mehr genügende Befriedigung erbringt. Doch ist dies kein unbedingtes Gebot moralischen Charakters. Hat der Partner gegen die Neigung des andern zur Abwechslung nichts einzuwenden, so zwingt ihn niemand zu einem Bruch.

In der Regel leitet eine länger währende Kameradschaftsehe direkt in eine richtige Ehe über. Diese wird ohne viel Formalitäten eingegangen und kann auch ohne weitere Schwierigkeiten wieder aufgelöst werden. Jedoch sind Scheidungen nicht allzu häufig, da die Ehe nicht eingegangen wird, ehe man einander auch in sexueller Beziehung gründlich kennt und wenn nicht alle Voraussetzungen für ein haltbares Zusammenleben vorhanden sind.

Die Moral bei den Trobriandern

Hiermit soll nun jedoch nicht gesagt sein, dass die Trobriander überhaupt keine Moral kennen. Sie ist nur ganz anders geartet als die unsere und hängt mit der völlig anderen sozialen Organisation dieses Volkes zusammen. Zum Beispiel: Zwei Menschen, die dem gleichen Clan angehören, dürfen zwar geschlechtlichen Umgang miteinander haben, können aber einander nicht heiraten. Sind sie auch vom gleichen Unterclan, so ist das Verbot noch strenger: jede sexuelle Gemeinschaft ist verboten. Strengster Tabu liegt auf der Blutschande zwischen Bruder und Schwester, ebenso zwischen Halbgeschwistern, soweit sie von einer Mutter sind. Haben sie dagegen den Vater gemeinsam, so ist sogar eine Ehe zwischen ihnen möglich.

Um ein noch deutlicheres Beispiel für die von den unsern völlig verschiedenen Moralvorstellungen der Trobriander zu geben: erzählt ein Europäer ihnen von unseren Festen, so stehen ihnen die Haare zu Berge vor Empörung über ein so schändliches und unmoralisches Betragen. Bei den Trobriandern gilt es nämlich als der Gipfel der Unanständigkeit, in Gegenwart eines anderen Menschen zu essen.

Reichs Untersuchungen

Welche Lehren können wir nun aus dem Unterschied in der Betrachtungsweise des Sexuellen bei den Trobriandern und bei den allermeisten andern Völkern ziehen?

Der Forscher, der diese Frage besonders untersucht hat — *Wilhelm Reich* — macht auf eine spezielle Eigenart der Trobriander aufmerksam. Dies Volk ist nicht wie die meisten anderen patriarchalisch, sondern matriarchalisch organisiert. Das bedeutet, dass soziale Stellung, persönlicher Besitz und dergl. nicht vom Vater auf den Sohn, sondern über die Mutter vom Mutterbruder auf den Schwestersohn vererbt werden. Das hängt damit zusammen, dass den Trobriandern die Verwandtschaft zwischen Vatern und Kindern unbekannt ist, da sie keinen Zusammenhang zwischen Geschlechtsakt und Ge-

burt wissen, und ihnen folglich der Begriff der Vaterschaft völlig fremd ist.

Reich hat nun einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den ökonomischen Verhältnissen der Trobriander — sie leben im sogenannten Urkommunismus —, ihrer mutterrechtlichen Sozialorganisation und ihrem freien Sexualleben nachgewiesen. Ja, dieser Zusammenhang besteht nicht nur bei den Trobriandern, sondern bei allen primitiven Völkern, welche in Urkommunismus und matriarchalisch leben. *Reich* ist der Meinung, dass Urkommunismus, Matriarchat und sexuelle Freiheit eng zusammengehören und nur im Zusammenhang verstanden werden können. Ebenso hängen auf der anderen Seite Privateigentumsrecht, Patriarchat und Sexualunterdrückung mit einander zusammen.

Urkommunismus und Matriarchat

Reich geht in seinen Untersuchungen von den Trobriandern aus und knüpft dort an, wo *Malinowski* aufhört. Die Trobriander sind vor anderen matriarchalisch-urkommunistischen Völkerschaften, wie z. B. den Eskimos, besonders geeignet, *Reichs* Vermutungen zu stützen. Das Matriarchat findet sich bei ihnen nämlich nicht mehr in der ursprünglich reinen Form, sondern in einem Übergangsstadium zum Patriarchat. Im Besonderen finden sich zwei patriarchalische Züge bei den Trobriandern. Erstens kennen sie eine ähnliche Form der Ehe wie die patriarchalischen Völker mit einer entsprechenden Einengung der Geschlechtsfreiheit: Forderung ehelicher Treue nach der Heirat, allerdings ohne dass diese Forderung strenge Geltung hätte. Das zweite ist die Stellung der Häuptlinge. Da die Trobriander, wie gesagt, urkommunistisch leben, kennen sie weder Handel noch Geldverkehr noch Steuern. Die Fischer tauschen einen Teil ihres Fanges mit den Gartenbauern gegen Früchte aus — andere Formen des Tauschhandels sind praktisch unbekannt. Auf diese Weise kommen weder Reichtum noch Armut zustande und es findet sich keine Klassenteilung. Nun haben aber die Häuptlinge die Pflicht, bei den grossen religiösen Festen das ganze Volk zu bewirten. Dazu bedarf es aber eines weit grösseren Einkommens, als aus dem eigenen Gartenbau herauszuholen ist. Woher dies grössere Einkommen nehmen? Die den Trobriandern einzig bekannte Form arbeitslosen Einkommens sind die Zuschüsse, die ein Mann von der Familie seiner Frau bekommt. Bei den Trobriandern herrscht nämlich die eigentümliche Sitte, dass jeder Mann verpflichtet ist, seine Schwester zu ernähren, indem er alljährlich ihr und ihrem Mann einen bestimmten Teil seiner Ernte abgibt. Hat nun ein Mann als Häuptling besondere Ausgaben und braucht daher auch besondere Einkünfte, so besteht für ihn nur die einzige Möglichkeit, sich mehrere Frauen zuzulegen. Wir sehen daher hier auch die Eigentümlichkeit, dass — während die Trobriander im allgemeinen nur die Ehe

zwischen einem Mann und einer Frau kennen — die Vielweiberei ein Privilegium der Häuptlinge ist. Sie kann hier sogar sehr grosse Dimensionen annehmen: *Malinowski* berichtet, dass er Häuptlinge mit bis zu 60 Frauen gefunden habe.

Der Häuptlingssohn

Man sieht, dass ein Häuptling mit einer so stattlichen Frauenschar ein recht wohlhabender Herr sein muss, wenn er jährlich von 60 Schwägern Zuschüsse erhält. Und es ist nur natürlich, dass er von all dieser Herrlichkeit einiges seiner Familie zu erhalten wünscht, z. B. einem Sohn, der ihm besonders lieb ist. Da der Sohn indessen nicht erbberechtigt ist, sondern nach trobriandischem Recht der Schwestersohn, wird der Häuptling danach streben, seinen Sohn mit der Tochter seiner Schwester zu verheiraten, da diese ja von ihrem Bruder, dem Erben, ausgesteuert werden muss. Gelingt es, eine solche Vetter-Basen-Heirat zustande zu bringen, so strömt der Wohlstand auf diesem Umwege wieder zur Familie zurück. Solche Heiraten werden nun auch in der Tat von den Trobrianderhäuptlingen energisch angestrebt. Vetter-Basen-Ehen in ihren Familien sind geradezu zu einer Nationaleinrichtung der Trobriander geworden. Zur Sicherung der eigentlich ungesetzlichen Erbfolge vom Vater zum Sohn zögert man nicht, Vetter und Kusine schon als Kinder zu verloben. Und hier treffen wir auf eine äusserst interessante Erscheinung: für eine solche als Kind verlobte Häuptlingsnichte besteht die sonstige ungebundene Sexualfreiheit der Trobrianderjugend nicht! Von ihr wird sexuelle Enthaltsamkeit bis zur Hochzeit verlangt, und das gleiche gilt für ihren kleinen Bräutigam. Gewiss ist es in einer so liberalen und toleranten Gesellschaft wie der trobriandischen nicht möglich, die strikte Befolgung des Verbots durchzusetzen. Jeder weiss, dass viele der verlobten Häuptlingskinder ihren Trieben gemäss leben. Aber das muss im Verborgenen geschehen und gilt als unmoralisch.

Für uns ist hier vor allem die Feststellung interessant, dass der erste Einbruch einer sexualfeindlichen Moral in dies freie, ungebundene Geschlechtsleben der trobriandischen Jugend in enger Verbindung mit dem langsam entstehenden Privateigentumsrecht erfolgt. Denn es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Unterdrückung des freien Sexuallebens der verlobten Häuptlingskinder erfolgt, um zu verhüten, dass sie an dem Zusammenleben mit einem freigewählten Kameraden soviel Gefallen finden, dass dadurch die von den Eltern gewünschte und für sie so profitable Verbindung in die Brüche geht.

Das beginnende Privateigentumsrecht

Wenden wir nun den Blick von den Trobriandern fort auf einige ihrer nächsten Verwandten und Nachbarn in der Südsee, die eine

weitere Entwicklungsstufe erreicht und den Urkommunismus durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln und dem Produktionsertrag ersetzt haben, so finden wir dort eine absolut sexualverneinende Moral, die keine Spur der Freiheit des Trobrianderstadiums für die Jugend zurückgelassen hat. Und mit der weiteren Entwicklung des Patriarchats sehen wir auch die Sexualunterdrückung immer stärker werden.

Wir können daher mit *Reich* feststellen, dass Sexualunterdrükkung, Privateigentum und Patriarchat zueinander gehören, und dass die Sexualunterdrückung und ihr ideologisches Spiegelbild, die Sexualmoral, eine besondere soziologische Funktion haben: nämlich die Festigung und Stärkung der auf Privateigentum und Patriarchat gegründeten Gesellschaft.

Wie nun das Privateigentum und die patriarchalische politische Organisation der Gesellschaft in den verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zeiten höchst bunte Formen annehmen, so tritt auch die Sexualunterdrückung in äusserst mannigfacher Verkleidung je nach den örtlichen Verhältnissen auf.

Andere primitive Völkerschaften

Bei primitiven Völkern in den tropischen Ländern, die in Hütten wohnen und dauernd im Freien leben, ist natürlich ein Schutz der ökonomisch wertvollen Jungfräulichkeit geschlechtsreifer Töchter durch Einsperren, wie das beispielweise bei den Mohammedanern üblich ist, undurchführbar. Man hilft sich hier nun auch auf andere Weise, mit Mitteln, die uns barbarisch und grausam erscheinen. Zum Beispiel näht man unverheirateten Mädchen die Schamlippen zusammen, um ihnen den Beischlaf unmöglich zu machen. Andernorts setzt man ihre Leidenschaftlichkeit künstlich durch Abschneiden des Kitzlers herab. Bei wieder anderen Völkern greift man nicht zu solchen Operationen, sondern schreckt die Menschen von vorehelichem Verkehr durch Androhung von Todesstrafen oft denkbar grausamster Art ab. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur noch einmal unterstreichen, dass alle die mannigfachen Formen der Sexualunterdrückung und grausamer Pubertätsriten nur bei patrialisch organisierten Völkerschaften gefunden werden, bei denen die Ehe vor allem eine Produktionseinheit und die Frau ein Anhängsel einer Mitgift ist. Für alle Völker gilt, dass das Bewusstsein des Sinnes dieser Sexualunterdrückung vollständig verloren gegangen ist und die an sich unverständlichen und schmerzbereitenden Gebräuche mit religiösen Argumenten begründet werden.

Wir sahen, wie die Sexualunterdrückung in die Welt kam und welches ihr Sinn war. Wie steht es nun mit der *Sexualmoral?* Die Sexualmoral ist, wie gesagt, eine Art ideologischen Spiegelbildes der äusseren Unterdrückung — aber sie ist mehr als nur das. Sie ist eine Kraft, die in den Menschen steckt, an die sich wendet, und sie

verhindert zu tun, was die Natur von ihnen verlangt. Eine ungeheure Kraft muss das sein, wenn sie einen der stärksten Naturtriebe in Schach halten kann und dort, wo sie unterliegt, immer noch Angst, böses Gewissen und stärkste Seelenqualen hervorzurufen imstande ist.

Die moralische Kraft

Woher stammt diese unerhörte Seelenkraft? Auf diese Frage antwortet uns die moderne Psychologie: diese Kraft ist nichts anderes als verwandelte Sexualenergie. Die geschlechtliche Energie, die stärkste im Menschen, hat nämlich die eigentümliche Fähigkeit, sich umformen zu können, wenn das eine oder andere Hindernis ihre freie Abfuhr unmöglich macht. Lassen äussere Umstände ein normales, natürliches Sexualleben nicht zur Entfaltung kommen, so schlägt die Sexualität in ihr Gegenteil um: in Sexualangst. Und diese Sexualangst wiederum zeigt sich in verschiedenster Gestalt. Die häufigsten Formen sind auf der einen Seite eine gefühlsbetonte, sexualverneinende Moral, die aus der Not eine Tugend macht und proklamiert, dass freie sexuelle Entfaltung — bald aus diesen, bald aus jenen Gründen — verwerflich sei, auf der anderen die vielen neurotischen Erkrankungen, von denen in unserer kapitalistischen Gesellschaft so ziemlich jeder Mensch geplagt wird.

Diese umwegige Auslösung der Sexualität in Form sexualverneinender Moral und neurotischer Leiden ist vom kapitalistischen Standpunkt aus von allerhöchster gesellschaftserhaltender Bedeutung. Es ist durchaus nicht zufällig, dass es gerade die kapitalistisch interessierten reaktionären Kreise sind, die das Banner der Moral hochhalten und verhindern, dass die Erkentnisse der modernen Sexualwissenschaft Gemeinbesitz aller werden.

Privateigentum und Sexualunterdrückung

Auf dreierlei Art vor allem tritt die Sexualunterdrückung und damit die sexualverneinende Geschlechtsmoral in den Dienst des Privateigentumsrecht, heute also der kapitalistischen Gesellschaft.

Erstens schwächt sie die Widerstandskraft der ökonomisch unterdrückten und ausgebeuteten Gesellschaftsklassen, indem sie jeden Einzelnen sich mit einem ungeheuren, nahezu unüberwindlichen Problem herumschlagen lässt: mit der sexuellen Frage. Zweitens wird mit Hilfe eines riesigen Propagandaapparats erst in der Familie selbst, dann in der Schule und schliesslich auf alle mögliche Weise draussen im Leben ein sehr bedeutender Teil der Sexualenergie der Massen zum Kampf gegen die Sexualität mobilisiert: es wird den Menschen eingebläut, dass die Sexualität etwas Hässliches und Sündiges sei, dessen man sich eigentlich schämen müsse und an das man am besten gar nicht denken sollte. Auf künstliche Weise werden gewisse Organe und ihre Funktionen den Menschen verekelt, so dass sie sich erst ein Herz fassen müssen, um die Dinge auch nur bei

ihrem rechten Namen zu nennen. Geschieht dies aber schliesslich doch unter Einhaltung grosser Vorsicht, so sollen möglichst unverständliche lateinische Bezeichnungen gebraucht werden; denn die einfachen im Volke üblichen Namen sind durch den jahrhundertelangen Aufenthalt im Dunkeln und in lichtscheuen Winkeln «unanständig» und «hässlich» geworden.

Die idealen Untertanen

Die sexualfeindliche Erziehung mit ihrer Herabwürdigung natürlicher Prozesse wie der Entfernung der Abfallprodukte des Körpers, also mit ihrem Erwecken von Ekel- und Angstempfindungen gegenüber bestimmten Körperteilen, mit ihrem strengen Verbot der Onanie, der natürlichen Form des Sexuallebens des Kindes, mit ihrer ständigen Vertiefung eines naturwidrigen Risses zwischen den Generationen und ihrer Vergottung des Vaters als unantastbarer Autorität, ihrem Mangel an Verständnis für die besonderen Bedürfnisse des Kindes, was Bewegung, Wissbegier, Schaffensdrang betrifft — diese Erziehung bringt beim Kinde eine ganz eigentümliche seelische Struktur zustande, die es lebenslang beibehält und durch die Erziehung der nächsten Generation auf diese überträgt. Diese seelische Struktur ist bei nach bürgerlicher Anschauung wohlgelungener Erziehung gekennzeichnet durch Ängstlichkeit, Autoritätsglauben, Fügsamkeit, Unselbständigkeit im Denken, Kritiklosigkeit, Geniertheit, Unbeholfenheit, Minderwertigkeitsgefühl. Kurz: sie lähmt jede persönliche Initiative und macht die Menschen gerade zu dem, was die kapitalistische Gesellschaft braucht: zu den idealen Untertanen, die zum Bestehenden halten und weiter nichts wollen als Ruhe und Ordnung.

Wem nützt die Sexualmoral?

Drittens endlich führt die Annahme der bürgerlichen Sexualmoral durch die Massen nicht nur dazu, dass diese Massen selbst für diese Moral eintreten, sondern dass sie auch ihre eigene ökonomische und politische Unterdrückung bejahen. Das Letztere geschieht vorzugsweise auf dem Umwege über Religion und Kirche, die überall zu den stärksten Stützen der bestehenden Gesellschaftsordnung gehören. Sie lehren die Menschen, gehorsame und treue Untertanen zu sein, die alle Schickungen als gottgesandt annehmen. Der liebe Gott wird schon wissen, zu was dies oder jenes Unglück gut ist!

Nunmehr sind wir imstande, unsere grosse Frage zu beantworten: wem die Sexualmoral nützt. Sie nützt denselben, denen auch die herrschende kapitalistische Gesellschaftsordnung nützt: wenigen herrschenden Grossen, die auf Kosten der vielen unterdrückten Kleinen wohlleben.

Die Wirkung der Kriminalromane

von Harry Prøll

In dieser Zeitschrift sind mehrere Beiträge erschienen, die sich mit der kritischen Untersuchung von Filmen — hauptsächlich Kriegsfilmen — befassten.*) Diese Arbeiten suchen das Schema herauszustellen, nach welchem die grosse Mehrzahl aller Filme ausgerichtet ist, um ihre Funktion in der gegenwärtigen Gesellschaft zu erfüllen, nämlich einerseits die Ideologie dieser Gesellschaft zu propagieren, zu stützen und zu sichern, andererseits dagegen rebellierende Tendenzen in der Struktur der Menschen aufzufangen und in Bahnen abzulenken, die den Bestand dieser Gesellschaft nicht gefährden.

Ein weiteres Gebiet, auf dem Massen von Menschen beeinflusst — und Profite erzielt — werden, ist das des Kriminalromans, der sich trotz der Konkurrenz von Film und Radio immer noch gut behauptet, wie ein Blick in die Schaufenster der Buchhandlungen beweist; auch die sogenannten «seriösen» Buchhandlungen haben zumindest einen Teil ihrer Auslagen, wenn nicht ganze Schaufenster für diese Art Literatur reserviert. Zumindest kann man diese Feststellung für die skandinavischen Länder machen, wo die sogenannten «Knaldromaner» offensichtlich einen grossen Teil der geistigen Nahrung der Bevölkerung ausmachen, und dass es in den angelsächsischen Ländern nicht anders ist, lässt sich sehr einfach aus dem Umstand folgern, dass eben der grösste Teil dieser «Thrillers» von englischen und amerikanischen Autoren angefertigt wird.

Die Tatsache eines Massenabsatzes dieser Literatur steht also fest und es wäre für unsere auf wirtschaftspolitischem Gebiet arbeitenden Freunde eine dankbare Aufgabe, festzustellen, welche Kapitalien auf diesem Markt investiert sind und sich rentieren müssen.

Da diese Industrie mit einer ziemlich geringfügigen Reklame arbeitet, zumindest im Vergleich mit den Summen, die der Film und die «ernsthafte» Literatur aufwenden müssen, da sie nicht einmal in nennenswertem Umfange in Zeitungen und Zeitschriften rezensiert wird, dürfen wir annehmen, dass sie einem wirklichen Massenbedürfnis entspricht und wir kommen diesem Massenbedürfnis wohl am besten auf die Spur, wenn wir uns fragen, nach welchem Schema alle diese Romane gearbeitet sind.

Wir greifen wahllos einen Waschzettel heraus, den Ullstein seiner deutschen Übersetzung eines Romans des amerikanischen Verfassers Ellery Queen mitgibt:

---

*) «Zur massenpsychologischen Wirkung des Kriegsfilms», Heft 1 (5) — 1935. «Der Film "The shape of things to come"» und «Kriegsfilmdämmerung», beide in Heft 1 (12) — 1937.

«....Durch diese Tatsache aber wird die Polizei auf eine falsche Spur gelenkt, und wäre nicht Ellery Queen, der scharfsinnige und witzige Amateurdetektiv, so hätte eine Unschuldige für einen raffinierten Mörder büssen müssen. Aber Ellery Queens unfehlbare Spürnase macht den wahren Schuldigen und die geheimnisvollen Hintergrunde seiner Tat ausfindig und überliefert ihn der Gerechtigkeit.»

Das ist die Ankündigung eines Kriminalromans von 1937 und wenn man anstatt Ellery Queen den Namen Sherlock Holmes einsetzt, dann würde dieser Waschzettel haargenau auf die Erzählungen des Kriminalroman-Klassikers Conan Doyle passen, ja auch auf dessen Vorgänger Edgar Allan Poe; mit anderen Worten, seit ein Paar Menschenaltern kommt eine ganze Literaturgattung von ungeheurem Umfang mit einem kindlich einfachen Grundschema aus, das mit einer Anzahl von Einzelzügen ausgestattet ist, die sich ebenfalls immer wiederholen, und die offensichtlich sich dazu eignen, einen Massenverkauf dieser Bücher zu sichern. Was dabei auffällt, ist, dass dieses Schema alle die tiefgreifenden Ereignisse der letzten Jahrzehnte unverändert überstanden hat, dass es weder durch den Weltkrieg, durch Revolutionen, durch technische Umwälzungen oder was sonst immer nennenswert beeinflusst worden ist. Diese Tatsache, die wir noch im Einzelnen näher belegen werden, beweist, dass die «Erfinder» der Kriminalromane und alle ihre Epigonen einen ungewöhnlichen psychologischen Scharfblick bewiesen haben für das, was der durchschnittliche Mensch der Masse, und zwar der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft, ersehnt, wie der Held beschaffen sein soll, mit dem er sich identifizieren möchte, wogegen er rebelliert, wovor er Angst hat usw. usw.

Gerade der Kriminalroman eignet sich für eine Untersuchung der im Massenmenschen vorhandenen Strebungen besonders gut, da er eben keinerlei andere Ambitionen hat als zu unterhalten; es liegt ihm vollkommen fern, irgendwie bewusst gesellschaftskritisch zu sein, sondern er begnügt sich damit, die bestehende gesellschaftliche bürgerliche Ideologie leise und harmlos zu stützen und aufrecht zu erhalten.

Wie sieht das nun im Einzelnen aus? Wir holen, was vorweg bemerkt sein soll, unsere Beispiele sowohl aus den Romanen bekannter Autoren wie aus den anonymen Erzeugnissen der Kiosklitelatur, von Ullstein bis zum unbekannten Winkelverlag, denn es kommt uns nicht auf literarische Wertung an, sondern auf den Mechanismus, den wir aufzeigen wollen.

Milieu. Der Mensch der Masse lebt in der grossen Stadt. Die kennt er und die ist ihm vertraut; und soweit er auf dem Lande oder in einem kleinen Orte lebt, möchte er in die grosse lockende Stadt. Nun bitte: der Kriminalroman sucht sich seinen Schauplatz zu allermeist in der grossen Stadt, am liebsten schon in der ganz grossen

Stadt, in London oder New York. Die Kriminalromane, die auf dem Lande spielen, verschwinden gegenüber der Fülle der Romane mit Grosstadtmilieu.

Aber der Grosstadtmensch kennt seinen eigenen Alltagstrab, kennt die ermüdende Eintönigkeit von Kontor, Werkstatt und Fabrik und wenn er sich sein eigenes Leben anschaut, ja, da ist nun nicht viel Lockendes und Geheimnisvolles darin und seine grosse Stadt kennt er als eine reichlich nüchterne Angelegenheit. Aber da zeigt ihm der Kriminalroman diejenigen Milieus, von denen er ausgeschlossen ist, und zu denen er mit Begehren und Angst gleichzeitig eingestellt ist. Das *Milieu des Reichtums:* Keine Rede davon, dass hier bewusst antikapitalistischen Tendenzen das Wort geredet würde, sondern: Auch die reichen Leute sind nicht glücklich, denn — da erhält der reiche Trustmagnat Drohbriefe, oder man kidnappt ihn, oder, im summarischen Verfahren, er wird ermordet und hat nur die Funktion, den Roman sozusagen in Gang zu bringen.

Oder: *Auch unter den reichen Leuten gibt es Schufte,* denn — der reiche Fabrikeigentümer Jones hat sich seinen Reichtum durch Falschmünzerei erworben, ein anderer wieder ist früher auch mal Prolet gewesen, nämlich Seemann, war der Anführer bei einer Meuterei und ist auf mancherlei Umwegen zu Reichtum gekommen, bis ihn die Entlarvung erreicht hat. Von der schlichten Tatsache, dass man auch reich werden kann durch Ausbeutung seiner Mitmenschen, ist nie die Rede.

Oder man zeigt das *Behördenmilieu.* Mit der Behörde will unser Massenleser nicht gern was zu tun haben, er hat Angst vor ihr. Daher zeigt ihm der Kriminalroman den Riesenmechanismus von Scotland Yard, von Mulberry Street, zeigt ihm eine Institution, die ja eben doch nicht so langweilig und nüchtern ist, wie er eigentlich sein Steueramt, seine Stempelstelle, sein Polizeirevier kennt, sondern einen riesigen Mechanismus mit unheimlicher Macht, dessen Autos auf das «calling all cars» mit lautem Sirenengeheul durch die Nacht rasen, deren Motorboote in den Dockbezirken des Hudson und der Themse herumstreifen, dessen Beamte Menschen niederschlagen, schiessen, und eben all das tun dürfen, was er selber sich nicht traut und was ihm verboten ist, wohingegen jene all diese Dinge mit dem besten Gewissen von der Welt tun, weil sie ja eben die bestallten Hüter von Gesetz, Ordnung und Sicherheit sind.

Freilich, man will ihnen auch gelegentlich gern was am Zeuge flicken, daher ist der beschränkte Polizeiinspektor, der nicht weiter weiss, der beliebte Gegenspieler des von der Behörde unabhängigen Privatdetektivs, sei es nun Conan Doyles Inspektor Lestrade, oder Nick Carters Freund McClusky von der New Yorker Polizei oder wie sie sonst alle heissen, die zusammen ein ganzes Scotland Yard voll von Borniertheit und Selbstgefälligkeit ergeben würden, ausgestattet mit all den Eigenschaften, die unseren Massenleser wütend gemacht

haben, wenn er vor dem Behördenschalter von dem Mann *hinter* dem Schalter angebrüllt wurde. Manchmal geht der Kriminalroman noch ein Stück weiter und zeigt unserem Massenleser, wie gerade der scheinbar unantastbare Hüter des Gesetzes eben *der Verbrecher* ist; dann ist das aber niemals ein untergeordneter Beamter, sondern zumindest ein Polizeiinspektor, wenn nicht gleich der Polizeipräsident selber. Edgar Wallace hat sich dieses Kunstgriffs oft genug bedient, andere haben es ihm vor- und nachgemacht und der (historische) Fall des Polizeileutnants Becker in New York war ein Göttergeschenk für die Verfasser von Kriminalromanen.

Mit der *Wissenschaft* kennt sich unser Massenleser auch nicht recht aus. Er hat schon Angst vor seinem Kassenarzt und vor den geheimnisvollen Zeichen auf den Rezepten und dumpf spürt er, dass so ganz allgemein gesehen die Wissenschaftler wohl nicht gerade auf seiner Seite stehen. Das gibt ihm der Kriminalroman gerne zu und zeigt ihm, dass gerade die allergefährlichsten und scheusslichsten Verbrecher eben auch die intelligentesten sind und es nicht ohne einen Doktorgrad tun; so etwa Conan Doyles Professor Mariarty, oder Nick Carters Dr. Quartz, oder Professor Flax, oder Sax Rohmers Dr. Fu-Manchu.

Dieser letzte ist nun ausserdem noch *Asiat*, also etwas Fremdartiges, Unbekanntes, das Angst und Befremden, Furcht und Widerwillen einflösst; man weiss zudem, dass gerade die Asiaten etwas Starres, Unbewegtes, Geheimnisvolles an sich haben und daher gibt es wahrscheinlich in Limehouse und in Mott Street zusammen nicht so viele Häuser, wie man geheimnisvolle und scheussliche Verbrechen in diesen Distrikten laut Kriminalroman begangen hat. Man geht wohl nicht fehl, wenn man dem Asiaten im Kriminalroman etwa dieselbe Rolle zuschreibt, wie sie der Jude in der Naziideologie spielt.

In der Schilderung des *Verbrechermilieus* selbst ist der Kriminalroman äusserst weiträumig. Das erstreckt sich von üblen Hafenkneipen mit Falltüren und geheimen Ausgängen über elegante Gangsterhauptquartiere bis zu geheimnisvollen Laboratorien. Aber wie auch der Verbrecher und sein Milieu geschildert wird, wir werden auch hier immer die Züge wiederfinden, die wir bereits nannten: *Sie* erlauben sich alles, was unser Massenleser selber gerne möchte und nicht darf, mit anderen Worten: *er* hat das schlechte Gewissen und *sie* werden erwischt und bestraft. Und: *Sie* sind die Intelligenten, die Wissenschaftler, die das Wissen haben, das er ihnen neidet, und dafür bestraft er sie und entlastet sich, indem er sie zu Verbrechern stempelt und wiederum der verdienten Strafe zuführt. Und: *Sie* sind Menschen, denen man «so etwas» eigentlich nicht zutrauen sollte, sind Polizeipräsidenten und andere achtbare Leute, und das beruhigt ihn gegenüber der erschreckenden Erkenntnis, dass *er selber* eben auch «so etwas» begehen könnte und möchte, wenn man ihm eben nicht eingebläut hätte, dass er ein guter und ordentlicher Bür-

ger zu sein habe. Interessant ist dabei, dass in recht vielen Fällen der Kriminalroman eine eigentümliche Form des Sympathisierens mit dem Verbrecher zeigt: Der Verbrecher unterliegt am Schluss, aber sehr oft liefert ihn der Kriminalroman nicht dem Strafgesetz, den Behörden und dem Staate aus, sondern er lässt ihn Selbstmord begehen, lässt ihn beim letzten verzweifelten Zusammenstoss mit seinen Verfolgern umkommen oder entzieht ihn sonstwie der irdischen, lies bürgerlichen Strafverfolgung.

Aber das eigentliche Ideal, das sich der Massenleser ausmalt, mit dem er sich identifiziert und das ihm der Kriminalroman liefert, ist doch eben *der Detektiv*.

Er muss *unabhängig* sein, darf nicht in der Tretmühle eines sich ewig gleichbleibenden Arbeits- und Tagesablaufs eingespannt sein, sondern seine Arbeit ist nicht an einen Stundenplan gebunden, er sitzt nicht fest auf einem Büroplatz oder an einer Werkbank, sondern jede Stunde bringt ihm Neues, Unerwartetes, Aufregendes.

Er ist auch nicht abhängig vom leidigen Geld, das unserem Massenleser zu fehlen pflegt, ja er rächt sich am Geld und degradiert es, indem vom Honorar des Detektivs kaum je die Rede ist, im Gegenteil, wenn ihm eine Geldbelohnung (es ist immer eine ganz erhebliche Summe) angeboten wird, dann weist er sie vornehm zurück und man fragt sich immer wieder, wovon diese Herren eigentlich leben.

Auch *er* darf tun, was er will, im Gegensatz zum Massenleser; er braucht nicht zu ducken und ist nicht gezwungen stillzuschweigen, wenn es über ihn hergeht, sondern er kann seine Aggressionen ungehindert loslassen, wozu ihm auch die «technischen» Fähigkeiten grosszügig verliehen werden, er kann seine Gegner anbrüllen, niederschlagen und notfalls auch niederknallen, alles das im Scheine einer moralischen Mission und mit dem denkbar besten Gewissen. *Er* darf Auto fahren, so viel und so schnell wie er will.

Er ist schlank, gross und elegant (dies nicht immer). *Er* ist belesen, weitbereist, *er* hat (im Gegensatz zur unmenschlichen Behörde) ein mitfühlendes und verstehendes Herz. Und — er braucht nicht all die Angst zu haben, die unseren Massenleser nicht zur Lebensfreude kommen lässt, denn — wenn auch der Detektiv es nicht weiss, Verfasser und Leser wissen es um so besser, am Schlusse geht alles gut und alle Gefahren und Aufregungen dienen nur der Glorie des Helden.

Was uns besonders interessieren mag, ist die Beobachtung, wie die sexualunterdrückende Athmosphäre unserer heutigen Gesellschaft sich in der Idealgestalt des Romandetektivs wiederspielt und bejaht wird. Er ist so gut wie immer in erotischer Hinsicht die Keuschheit, Unberührbarkeit und Bedürfnislosigkeit selbst. Er ist nicht einmal verheiratet, von einer Freundin schon gar nicht zu reden. In seinem Erlebnissen wimmelt es von schönen, sanften, wilden, dämonischen und hingebenden Frauen, er geht unberührt durch all diese

Versuchungen hindurch. Er teilt als guter Kamerad unseres Massenlesers alle die Versagungen, die dieser sich auferlegen muss, verzichtet mit ihm die schöne Frau, die dieser *auch* nicht erringen kann, und leistet darüber hinaus noch das, was eben der Massenleser nicht fertigbringt, mit solchen Schwierigkeiten auf eine überlegene, kühle und gelassene Art fertig zu werden. Der «richtige» Kriminalroman ist erotisch kühl und die Sexualität existiert praktisch nicht für ihn oder höchstens in einer Art modernisierter Troubadour- und Fahrende Ritter-Ideologie.

Aber freilich, allzuweit darf die Idealisierung in dieser und anderer Hinsicht nicht getrieben werden, sonst wird der Detektiv allzu unglaubhaft und der Massenleser hat es zu schwer, sich noch mit ihm zu identifizieren. Daher muss er schon ein paar Züge aufweisen, die ihn aus seiner unnahbaren Höhe herabholen und unserem Leser menschlich an die Seite rücken. Das harmloseste Laster ist sicherlich das Rauchen, nun, so gut wie alle Detektive, von Sherlock Holmes angefangen, rauchen was das Zeug hält. Conan Doyle hat seinem Sherlock Holmes freilich auch noch den Morphiummissbrauch angedichtet. Und so haben sie allesamt ihre kleinen Schwächen, die sie menschlich machen. Wieder Holmes ist von einer unglaublichen Schlampigkeit, dazu von einer unbezwinglichen Faulheit, wenn nicht ein «Fall» ihn zu ungeahnter Aktivität aufpeitscht. Zum Massenleser hin übersetzt: «Ich will nicht zum Arbeiten gezwungen werden, ich will nur solche Arbeit leisten, die mir gefällt, zu der ich eine innere Verbundenheit habe.»

Aber im Ganzen bleibt der Detektiv die Idealgestalt, die wohl noch menschliche Züge aufweist, aber unser Massenleser ist sich klar darüber, dass er ihn doch nicht erreichen wird; er will aber nicht von solcher Grösse erdrückt werden, er will sich selbst behaupten, gerade auch mit seinen Unzulänglichkeiten, er will nicht in der Wunschwelt des Kriminalromans dasselbe erleben, was er in der Realität ja auch erlebt, nämlich selber der Ausgeschlossene zu sein. «Wo bleibe ich selber?» fragt er sich. Der «Verbrecher» *darf* er nicht sein, der Detektiv *kann* er nicht sein, der zuschauende Massenleser *will* er nicht sein, was bleibt ihm übrig?

«Darf ich Ihnen meinen Freund Dr. Watson vorstellen?» sagt Sherlock Holmes und unser Massenleser atmet erleichtert auf. Dr. Watson, der Freund, Famulus und Helfer des grossen Detektivs ist *sein* Mann, ist *er selber;* manchmal heisst er Watson, manchmal Harry Taxon, manchmal Max Schraut, sie alle haben, wenn man will, *einen* grossen Vorfahren, *Sancho Pansa* und sind von allen unseres Massenlesers bester Freund. *Mit* ihm und *in* ihm ist er bei all den aufregenden und ungewöhnlichen Erlebnissen dabei, er sieht, wie sich das Geheimnis allmählich enthüllt und darf dabei ungehemmt die Genialität seines grossen Vorbildes bewundern. Er ist *auch jemand,* denn ohne ihn sässe der grosse Mann so manchesmal

rettungslos fest. Er mit seinem nüchternen hausbackenen Verstand und Sinn für die Realitäten dieser bösen Welt ist dabei, wenn der grosse Freund und Gebieter, wenn die bewunderte Autorität eben doch mal in die Klemme gerät, ja, er bekommt es sogar fertig, den Mann hinterm Schalter, Verzeihung, den Inspektor Lestrade, aus seiner behördlichen Fühllosigkeit aufzurütteln mit dem Schreckensruf: «Sherlock Holmes ist in Gefahr!», er darf sich sorgen und ängsten mit der Sicherheit, am Schluss dabei zu sein, wenn der grosse Triumph gefeiert wird und nicht selten ist er es auch, der das schöne Mädchen heimführt, das dem asketischen Vorbild versagt bleibt. Und er ist nicht der unterste in der ganzen Hierarchie, da gibt es noch komische und ewig ängstliche Wirtschafterinnen, respektvolle Chauffeure, Policemen und neugierige Reporter, denen gegenüber er manchen schönen Augenblick geniessen kann, auch wenn er im Ganzen genommen eben ein so bescheidener und genügsamer Bursch ist wie unser Massenleser auch. Kurz, die Dr. Watsons sind vielleicht die unentbehrlichsten Personen im ganzen Personenstab des üblichen Kriminalromans.

Wir haben uns damit begnügen müssen, fast nur in Andeutungen das Schema nachzuzeichnen, nach welchem die meisten Romane dieses Genres gezimmert sind. Wir konnten dabei nicht auf die zahllosen Varianten eingehen, die sich bei den einzelnen Verfassern finden, aber auch diese Varianten gehen letzten Endes auf das aufgezeigte Schema zurück. Wir finden Romane, in denen der «Detektiv» und der «Verbrecher» zusammengemischt werden, indem nämlich ein «Outsider» des Gesetzes mit den «wirklichen» Verbrechern aufräumt. Klassiker dieses Genres ist E. W. Hornung mit seinem «Raffles»; später z.B. Edgar Wallace in den «Vier Gerechten», Sapper mit «Bulldog-Drummond», die «Heiligen»-Romane. Manchmal wird auch versucht, «Holmes» und «Dr. Watson» in einer Person darzustellen, ein etwas gefährliches Experiment, das nicht jeder so gut löst wie Earl Derr Biggers mit seinem energischen Detektiv und gleichzeitigem netten Papa und bravem Kleinbürger voll biederer Sprichwortweisheit Charlie Chan, den er ganz offensichtlich vor allzugrosser Verspiesserung nur dadurch retten konnte, dass er ihn wenigstens mit dem exotischen Reiz des Chinesen ausstattete.

* * *

Dass diese Art Literatur, zumal bei ihrer Massenverbreitung, schädlich und gefährlich sei — das ist von vielen Seiten behauptet worden und es gibt eine ganze Reihe von Untersuchungen, die sich hierüber verbreiten.

Sie sei literarisch wertlos, abstumpfend und geschmacksverrohend, hat man gesagt und versucht, wertvolle Literatur in gleicher Ausstattung und zu billigem Preise zu verbreiten. Sehr schön — nur wurden diese Gegenausgaben nicht gelesen, denn sie waren zu lang-

weilig und boten ihren Stoff nicht in der Konzentriertheit und mit der Spannung, an die sich diese Leserschichten nun einmal gewöhnt hatten und die sie von ihrer Lektüre verlangten.

Der andere Einwand, der erhoben wurde und wird, hat im Endeffekt das gleiche Schicksal. Man sagt, diese Literatur wirke moralisch zersetzend, reize zum Verbrechen an usw. Nun, wir haben vielleicht erkannt, dass der Kriminalroman die bestehende Moral keineswegs antastet, sondern im Gegenteil durchaus bejaht und stützt. Freilich macht er sich keine Mission daraus, sondern richtet sein Augenmerk lediglich darauf, dem Massenleser, den er zum Kunden haben will, *diejenige* Unterhaltung zu vermitteln, die dieser *seiner jetzigen Struktur* nach eben haben will, und zwar will er eben *allen* Seiten dieser Struktur gerecht werden, was der sicherste Weg zum *Massenabsatz* ist. Dass er dabei auch den *rebellierenden* Tendenzen in der Massenstruktur engegenkommt und in einzelnen Fällen vielleicht das auslösende Moment wird zu einer *Betätigung* dieser rebellierenden Tendenzen und zwar zu einer kriminellen und asozialen Betätigung, das können *wir* lediglich als Unglücksfälle *innerhalb* der bürgerlichen Gesellschaftsordnung und Moral selbst ansehen. Jedenfalls wird man dem nicht entgegenwirken können, wenn man anstatt der einfach als gegeben angesehenen bürgerlichen Moral des Kriminalromans nun eine *dick unterstrichene* Moral von der gleichen Art setzt. Der Massenleser merkt die Absicht, wird verstimmt, gelangweilt und — greift wieder nach seinem zerlesenen Kriminalschmöker.

Die Arbeiterbewegung ihrerseits hat betont, dass Menschen, die ihren geistigen Bedarf aus diesen Quellen zu decken gewöhnt sind, interesselos sind für die Fragen, die Probleme und den Kampf der Arbeiterklasse, dass ihnen Klassenbewusstsein fehlt, zumindest es ungeheuer schwer sei, es bei ihnen wachzurufen. Diese Behauptung ist zweifellos richtig und durch tausendfache Erfahrung bestätigt. Wenn man aber die Massnahmen erinnert, die daraufhin seitens der proletarischen Parteien getroffen wurden, dann hat man das Gefühl, das auch hier nicht die Frage in ihrem ganzen Umfange gesehen wurde und dass man nicht erkannt hat, aus welchen Tiefen der menschlichen Struktur diese Art Literatur ihren Erfolg bezieht. Denn: Wer von uns sich noch erinnern kann an Serien wie «Mess Mend» und an die über eine einzige Nummer nicht herausgekommene «Raketen-Bücherei», der weiss, dass man hier versuchte, anstelle des «bürgerlichen Detektivs», der sich mit Verbrechen und Verbrechern innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung herumzuschlagen hatte, den (oder die) «proletarischen Helden» zu setzen, die für ihre Klasse kämpften.

Der Misserfolg dieser Versuche liegt auf der Hand. Dem Massenleser ist es nämlich ausserordentlich gleichgültig, ob es sich um einen «weissen» oder «roten» Detektiv handelt, seine Symphatien für Nat

Pinkerton sind auch dann noch unvermindert, wenn man ihm zehnmal klargemacht hat, dass die ja wirklich existierende Pinkerton-Agentur eine üble Truppe von Streikbrechern, Spitzeln usw. ist. In der gleichen Richtung liegt ein Versuch, der vor einiger Zeit im Film gemacht wurde. Es handelt sich um den Film «The general died in the dawn» (Der General starb im Morgengrauen). Das Manuskript stammte von einem amerikanischen Schriftsteller, der als «links» bekannt ist. Man hatte auf dieses Manuskript — vorher — grosse Erwartungen gesetzt, das Ergebnis war ein «Knallfilm» wie hundert andere auch, nur mit dem kleinen vom Massenzuschauer überhaupt nicht bemerkten Unterschied, dass der «Held» diesmal eben der Beauftragte eines Komitees chinesischer Aufständischer war.

Alle Kritik dieser Art, auch wenn sie «positiv» in dem Sinne ist, dass versucht wird, etwas «Besseres» zu bringen, krankt daran, dass sie den *Tatbestand «Schundliteratur» isoliert betrachtet,* dass sie ihn als *Einzelphänomen* wertet und nicht sehen kann, dass er unauflöslich und notwendig in den Gesamtbau der bürgerlichen Gesellschaft hineingehört; wer das nicht sieht oder sehen will, der kann versuchen, an denjenigen Schönheitsfehlern bessern zu wollen, die ihm besonders unangenehm sind, seien sie aesthetischer, moralischer, religiöser oder sonstiger Art, auch das, was *er* produziert, gehört zu der gleichen Art Literatur, die er angeblich bekämpft; nur mit dem Unterschied, dass er noch ein schönes Etikett aufklebt und somit eine Fälschung begeht, während die «eigentliche» Schundliteratur *in ihrer Art durchaus echt* ist. Diese Art Literatur hat eine *Funktion* innerhalb der Gesamtheit dieser bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Ideologie, lebt von dieser Ideologie und erzeugt sie gleichzeitig. Wer diesen Kreislauf, diese Wechselwirkung sieht, der erst ist in der Lage, diese Literatur richtig einschätzen, bewerten und kritisieren zu können. Dann wird freilich auch klar, dass der Kampf gegen diese Literatur sehr viel schwerer ist als ihn sich ein «Verband zur Verbreitung guter Volksliteratur» vorstellt.

* * *

Diese Untersuchung gibt nur die Möglichkeit, in ganz groben Zügen und schematisch darzustellen, wie der Schundroman im Gesamtmechanismus unserer heutigen Gesellschaft funktioniert; ausserdem erübrigt es sich, hier zu wiederholen, was in dieser Zeitschrift bereits vielfach ausgeführt wurde.

Wie sieht das also aus?

1. Wir behaupteten, dass der Schundroman *nicht isoliert* betrachtet und gewertet werden darf, sondern wir müssen ihn *zumindest* sehen in Verbindung mit dem, der ihn liest, also mit unserem

2. *Massenleser.*. Der Schundroman — wie auch der übliche Unterhaltungsfilm usw. — wendet sich an die breitesten Massen von Menschen, das heisst korrekt ausgedrückt, *an das, was diesen Massen gemeinsam ist.*

3. Was ist diesen Massen gemeinsam? *Die Tatsache, dass sie unterdrückt sind,* wirtschaftlich, politisch und nicht zuletzt sexuell unterdrückt.

4. Was ist ihnen weiter gemeinsam? *Die Sehnsucht, aus dieser Unterdrückung herauszukommen* — vom dumpfen Bedürfnis, dem ewigen Alltagstrab auch nur für Stunden zu entrinnen, bis zum klaren Klassenbewusstsein des Revolutionärs. Mit anderen Worten, diese Gesellschaft besteht nur durch Unterdrückung und erzeugt gleichzeitig unaufhörlich ihre eigene Bedrohung und Gefährdung.

5. Das dumpfe Bedürfnis, dem grauen Alltag zu entrinnen, begnügt sich mit einer *illusionären* Befreiung. Dieses Bedürfnis verlangt nach *Befriedigung.*. Diese *Befriedigung* leisten Film und Schundroman, bezw. die von ihnen lebenden Industrien, und zwar nach den Gesichtspunkten, die für die kapitalistische Wirtschaft ganz allgemein gelten.

Erstens selbstverständlich unter dem Gesichtspunkt der Profiterzielung. Über diese Selbstverständlichkeit brauchen wir uns nicht weiter zu verbreiten.

Zweitens: Der unterdrückte Massenmensch dieser Gesellschaft ist hörig, untertänig, autoritätsglaubig, zugleich aber brutal, sadistisch, gewalttätig. Zu all diesem will er wenigstens in der Illusion ja sagen können und *darum bestätigt ihm der Schundroman all diese Züge und ist so, wie er oben dargestellt wurde.*

Zum dritten aber steht über dieser Industrie wie über dem Kapitalismus überhaupt das grosse Motto aller Reaktion: *So ist es, so ist es gut und so soll es ewig bleiben.*

6. Daher darf in solcher Art Literatur nicht davon die Rede sein, gesellschaftliche Misstände, die man vielleicht sogar zu nennen wagt, Übel dieser menschlichen Ordnung, bis zur Wurzel hin zu verfolgen, bis eben zu ihrer ideologischen und gesellschaftlichen Wurzel, sondern, bewusst und unbewusst, wird vorher, im noch ungefährlichen Bereiche, abgebogen und umgelogen, damit diese Ideologie, von der der Kapitalismus lebt (und zwar ideologisch *und ökonomisch*) weiterhin reproduziert werde, wenn's geht bis in alle Ewigkeit.

Das sind Gemeinplätze, wird man zu diesen sechs «Thesen» sagen. Sicher, es sind derart einfache und in die Augen springende Gemeinplätze, dass man sie weithin vergessen hat, zumindest alle die zahlreichen Wohlmeinenden, die da und dort etwas ausflicken wollen an dieser Literatur und ihr mit moralischen, aesthetischen, religiösen und sonstigen Pflästerchen beikommen wollen.

Soll man nun resignieren, sollen die sozialistischen Schriftsteller erklären, es ist nicht möglich, dem bürgerlichen Kriminal- und Schundroman etwas Gleichwertiges, in gleicher Intensität den heutigen Menschen der Masse Packendes entgegen- und gegenüberzustellen? Heisst das, dass wir das Feld der Unterhaltungsliteratur

räumen müssen und *nur* mit der Waffe der Erkenntnis, einer neueren, besseren, klareren Erkenntnis arbeiten dürfen?

Sigurd Hoel sagt in einem Aufsatz «Kulturkampf und Literatur»:

«Dies — die Vermittlung einer klareren, offeneren, weniger angstbetonten Erkenntnis auf *allen* Gebieten — das ist die grosse Hauptaufgabe der Literatur. Diese Forderung, die einen gesteigerten Anspruch auf Tendenz enthält, bedeutet nicht zuletzt eine Forderung an das Aesthetische in der Ausführung.»

Diese Sätze sind unbedingt richtig, aber sie *können* auch die Resignation in sich schliessen, von der ich oben sprach und Sigurd Hoel selber spricht von dieser Möglichkeit. Aber er schliesst mit einem Hinweis auf ein Gedicht, in dem «es anders gemacht ist», «Nr. 13» von Rudolf Nielsen. Dort heisst es:

> Aber noch ist jemand wach. Das sind ganz junge Männer,
> die gebeugt über Bücher wieder den Traum hervorsuchen,
> so wie er einmal um eines Weisen goldene Feder strahlte.
> Dieser Traum, den Nacht zeugt und der Tag entzweischlägt
> von Atlantis, Utopia — von einem bessern Los und Teil
> als einem Leben, wo andre selbst eines Herz und Seele besitzen.
> Und es rast in den jungen bittren Herzen: Wache und lerne,
> dass du klar, nahe und kalt durch die goldene Wolken des Traumes hindurch
> den Weg nach einem Land siehst, *wo Nr. 13 nicht mehr ist!* —

«Dieser Traum, den Nacht zeugt und der Tag entzweischlägt, von Atlantis, Utopia — von einem bessern Los und Teil — —»

Ob es ganz von ungefähr ist, dass Nielsen, dass Sigurd Hoel solche Verse nennen, in denen von dem erträumten Utopia einer nahen oder fernen Zukunft die Rede ist? Ob es Pessimismus, Niederlagengefühl, Emigrantenstimmung allein sein muss, wenn die *Möglichkeit* angedeutet wird, die Phantasien der alten Utopisten aus der Frühzeit des Sozialismus auf höherer Ebene neu aufzunehmen. Ob hier nicht ein Gebiet liegen könnte für eine spannende, bunte, erregende und fordernde Unterhaltungsliteratur — in einer Zeit, die ja doch in so vielen Zügen an die erinnert, in der Bellamy und die anderen schrieben, trotz, vielleicht gerade *wegen* der *heutigen* Realität der Sowjetunion?

Oder mit anderen Worten ausgedrückt: Im Massenmenschen der Gegenwart lebt die Sehnsucht und der Wunsch, aus dieser Gegenwart auszubrechen. Der Kriminalroman, der Film geben ihm die Möglichkeit dazu, aber falsch, verlogen, zeigen ihm eine Welt, die nach dem Kleister der Filmkulissen riecht. Warum in aller Welt muss *unsere* Literatur mit erhobenen Zeigefinger dabei stehen und grämlich erzählen, dass aber eben diese gegenwärtige Welt und Zeit doch grau, voller Elend, Ausbeutung, Unterdrückung, voll Grauen, Krieg und Tod sei. All dieses soll *auch* gesagt werden, *noch* eindringlicher, *noch* deutlicher, *noch* realistischer, *noch* besser geschrieben und *noch* aufpeitschender, damit der Massenmensch unserer Tage aufwache aus dem Schlummer seiner Illusionen und wisse, dass

gegen ihn und seine Sache geht, was da als grosse Politik um ihn herum geschachert, gefeilscht und gelogen wird.

Dann aber sollte es nicht genug damit sein, zu folgern, man müsse also die Welt und ihre Ordnung umgestalten und das *Was* und *Wie* dieser Umgestaltung in trockenen Thesen, Programmen, Polemiken vom Katheder der besseren Einsicht herabzudozieren, sondern warum sollten nicht *unsere* Schriftsteller (wenn sie nicht schon *selber* allzu verprügelt sind) ausmalen und darstellen, *wie das einmal aussehen könnte in einer befreiten, neuen und schöneren Welt, bei all den heute schon sichtbaren Möglichkeiten dieser Epoche und in Ahnung all der ungeheuren Möglichkeiten einer für den Menschen und durch den Menschen umgestalteten Erde.*. Notwendig ist es, zu berichten vom Grauen und der Schande von Dachau, Guernizza, Almeria und dem Sterben chinesischer Proleten unter den Granaten japanischer Kanonen, vor allem aber sollen die weiten und freien Horizonte Walt Witmans, Jack Londons, Travens und vieler anderer nicht vergessen sein, *gerade nicht in dieser Zeit.*

Es gibt auch unter der Schund- und Sensationsliteratur, die wir geschildert haben, Darstellungen über das Thema «Wie es einmal sein könnte?» Aber was findet sich in diesen Serien, «Tales of Magic», «Wonder Stories» und wie sie sonst heissen? Nichts anderes als bedrückte und scheue Ehrfurcht vor den Wundern heutiger Technik und Wissenschaft und — grauenweckende Angstträume von kommenden Welt- und Menschheitskatastrophen, vor hereinbrechenden Schicksalsschlägen und dergleichen mehr.

Ob sich für uns nicht andere Themen einer solchen Zukunftsschau finden liessen? Ob sich nicht ein Magazin schaffen liesse, das Arbeiten bringen könnte — unsere seriösen Freunde wollen uns entschuldigen — wie: «Die Welt ohne Pässe» — «Als dieser Planet erobert wurde» — «Als Sherlock Holmes im Jahre 2000 wiederkam» (und da nichts mehr zu tun fand und trotz all seines Scharfsinns nicht mal mehr eine Stempelstelle für seine Arbeitslosigkeit finden konnte) — «Eine Stunde im Autoritätenmuseum». H. G. Wells hat uns den Titel, den solch ein Magazin haben könnte, vorweggenommen mit einem Buch und einem Film, den die meisten von uns gesehen haben dürften: «The shape of things to come».

Eine verrückte Idee — unseriös — dem «Ernst der Zeit» nicht entsprechend — vielleicht, möglicherweise aber doch auch mehr. Wir haben sie einigen unserer Freunde vorgetragen, ihnen dabei Titel genannt wie etwa die obigen und es zeigte sich, dass sie frischweg begannen, sich all das auszumalen, zu ergänzen, Themen vorzuschlagen usw. Vielleicht sollte man doch einmal versuchen, unsere Fragen und auch unsere Antworten *so* zu stellen, vielleicht ist das Echo darauf lebhafter und fruchtbarer als wir selber glauben — und das Wichtigste: vielleicht kommt dieses Echo dann vom *Massenleser* her und nicht mehr nur von denen, die ohnehin schon mit uns diskutieren.

Aus der sexual-ökonomischen Praxis

Pädagogische Probleme der Pubertät

von Ola Raknes

Man hat sich darüber gestritten, wann die Pubertät anfängt und wann sie beendet ist. Wir werden uns hier denen anschliessen, die die Pubertät mit der physiologischen Geschlechtsreife, d. h. mit dem ersten Samenerguss beim Knaben, mit der ersten Menstruation beim Mädchen anfangen, mit der Etablierung eines erwachsenen Sexuallebens enden lassen. Die Etablierung eines erwachsenen Sexuallebens heisst, dass normaler Geschlechtsverkehr ein fester Bestandteil im Leben des betreffenden Menschen geworden ist. Es ist folglich klar, dass die Pubertät bei den verschiedenen Individuen von sehr verschiedener Dauer ist.

Die Pubertät ist, von der psychologischen Seite gesehen, vor allem eine Zeit voll seelischer Konflikte, voll «Sturm und Drang», eine Zeit, wo sich verschiedene, z. T. entgegengesetzte Tendenzen um die Herrschaft streiten. In den vorangegangenen Jahren, etwa von acht bis zehn, haben die meisten Kinder ein gewisses Gleichgewicht erreicht: sie haben sich in ihren Lebensverhältnissen in irgend einer Weise eingeordnet, haben sie mehr oder weniger vollständig akzeptiert, so dass sie scheinbar mit der Erfüllung der verschiedenen Ansprüche, die an sie gestellt werden und mit dem erzielten Lohn für diese Erfüllung zufrieden sind. In diesen Jahren haben die meisten Kinder ihre «artigste» Zeit, d. h. die Zeit, wo die Erwachsenen mit ihnen am zufriedensten sind. Aber wenn sich die Pubertät nähert, dann werden die meisten Kinder unruhiger und für die Erwachsenen schwieriger zu behandeln. Die Unruhe und die Schwierigkeiten steigern sich mit der eintretenden Geschlechtsreife und dauern einige Jahre, gewöhnlich bis zum Alter von 17—18—19 Jahren. In dem Alter geschieht dann eines von zweien: entweder nimmt der Jugendliche ein erwachsenes Sexualleben auf und beendet somit seine Pubertät, oder es gelingt ihm, seine sexuellen Impulse so weit entweder zu unterdrücken oder in kindlicher Weise zu befriedigen, dass sie ihn auf einige Jahre einigermassen in Ruhe lassen, häufig so lange, bis ihm die Gelegenheit zu einem selbständigeren Beruf sich darbietet. Wenn es ihm auch dann nicht gelingt, ein erwachsenes Sexualleben zu Stande zu bringen, dann muss er auf eines von zweien gefasst sein:

entweder wird er sich versteifen und mehr oder weniger mechanisch weiterleben, oder es bricht eine Neurose aus. Auf diesen letzteren Teil der Pubertät, die verlängerte Pubertät, wie sie genannt worden ist, wollen wir hier nicht näher eingehen, sondern uns an den ersten Teil, der häufig die eigentliche Pubertät genannt wird, halten.

Was psychologisch diese Zeit charakterisiert, das sind vor allem die grossen Gegensätze, die dann hervortreten. Der Jugendliche ist einerseits mehr egoistisch und egozentrisch als früher, sieht sich selbst als den Mittelpunkt, um den sich die Welt eigentlich hätte drehen sollen, und andererseits kann er eben in diesem Alter mehr als zu anderen Lebenszeiten die Fähigkeit haben, sich selbst zu vergessen, sich hinzugeben, sich aufzuopfern. Er kann sich plötzlich und stürmisch verlieben, und ebenso plötzlich jedes Interesse an der Geliebten verlieren und ihr erbarmungslos seine Gleichgültigkeit zeigen. Er wechselt zwischen Drang nach Absonderung und Einsamkeit auf der einen Seite, und begeisterter Solidarität auf der anderen. Er ist trotzig und rebelliert gegen alles, was nach Autorität und auferlegter Pflicht schmeckt, und gleichzeitig folgt er blind einem von ihm selbst gewählten Führer und nimmt auf sich die schwersten Aufgaben. Er ist asketisch und verbietet sich jede Lust — aber mit Zwischenzeiten, wo er ziemlich zügellos seinen Trieben nachgibt. Er kann gelegentlich sehr grob und rücksichtslos seiner nächsten Umgebung gegenüber sein, und gleichzeitig ist er sehr empfindlich für jede Kränkung, die ihn trifft. In der Arbeit pendelt er zwischen begeistertem und unermüdlichem Interesse auf der einen Seite, und Trägheit und Gleichgültigkeit auf der anderen. Und seine allgemeine Stimmung schwankt zwischen hellblauem Optimismus und schwarzem Pessimismus.

Die Psychologie hat viele Erklärungen dieser Phänomene versucht. Die Versuche der vor-freudschen und nicht-analytischen Psychologen zerfallen in zwei Gruppen. Die eine Gruppe will die seelischen Konflikte des Pubertätsalters aus dem Geschlechtsleben heraus erklären: die seelischen Umwandlungen dieses Alters seien nur Nebenwirkungen des veränderten Körperchemismus infolge der Geschlechtsreife. Die andere voranalytische Theoriegruppe will von einem derartigen Unterschied zwischen Seelischem und Körperlichem nichts wissen. Die psychologischen Gegensätze, die wir eben schilderten, seien dieser Theorie nach die Merkmale des seelischen Erwachsenwerdens ganz wie die körperlichen Veränderungen die Zeichen des körperlichen Erwachsenwerdens durch die Geschlechtsreife sind. Dass die seelischen und die körperlichen Veränderungen zeitlich zusammenfallen, sei kein Beweis eines kausalen Zusammenhanges zwischen den beiden. In zwei Dingen sind die beiden voranalytischen Theorien der Pubertät einig: erstens rechnen beide damit, dass das Geschlechtsleben beim Menschen erst mit der Pubertät anfängt; zweitens sehen beide in den physischen und psychischen Änderungen in der Pubertät die wich-

tigsten Grundlagen sowohl des physischen Geschlechtslebens wie des psychischen Liebeslebens und der Charakterentwicklung.

Innerhalb der analytischen Psychologie, die im Gegensatz zur voranalytischen sich ebensoviel mit dem unbewussten wie mit dem bewussten Seelenleben beschäftigt, ist verhältnismässig wenig von der Pubertät die Rede gewesen. Diese Tatsache hat zwei Hauptursachen. Die eine ist eine wissenschaftliche, die von allen zugegeben wird, die nämlich, dass alle analytische Psychologie nach *Freud* in der Pubertät nicht den Anfang oder Ursprung des Geschlechts- und Liebeslebens sieht, sondern nur ein Aufwachen von etwas, das immer da war, etwas, das eine erste Blüte in den ersten 4 bis 5 Lebensjahren hatte, das aber von da bis in die Vorpubertät mehr in den Hintergrund trat. Grundlegend werden deshalb für alle analytische Psychologie vor allem die ersten Lebensjahre, so dass die späteren Jahre, die sogenannte Latenzzeit und die Pubertät, nur durch spezielle Verhältnisse oder Ereignisse eine ebensogrosse Bedeutung für das spätere Leben wie die ersten Kinderjahre erhalten. In dieser Auffassung ist die Pubertät nur eine besondere, mit anderen gleichzustellende, Entwicklungsphase.

Die andere Hauptursache, warum die Pubertät in der analytischen Psychologie so wenig behandelt wurde, ist eher sozial und politisch als wissenschaftlich. Wer das Seelenleben der Pubertät, wo die sexuelle Frage eine so grosse Rolle spielt, behandeln will, der kann es auf die Dauer nicht vermeiden, zu gewissen sich ihm aufdrängenden sozialen und politischen Problemen Stellung zu nehmen. Ein Zeichen, dass wir hier eine der Hauptursachen, warum die Pubertät in der Psychologie so wenig behandelt wurde, vor uns haben, sehe ich in dem Umstand, dass die meisten «orthodox» psychoanalytischen Schriften über das Thema die soziale und politische Seite des Gegenstandes kaum berühren. Als «orthodox» rechnen wir hier *Freud* und den nächsten Kreis um ihn in den letzten Jahren, vor allem seine Tochter *Anna Freud*, deren Name den ersten Rang innerhalb der psychoanalytischen Pädagogik einnimmt. Unter den «orthodoxen» Analytikern ist sie auch eine derer, die das meiste und das beste über die Pubertät geschrieben haben.

Kehren wir zum Sturm und Drang der Pubertät, den wir eben zu charakterisieren versuchten, zurück. Welche sind die Kräfte, die dort in Konflikt geraten, müssen wir uns fragen. Die Antwort ist, dass es dieselben Kräfte sind, die uns in den meisten seelischen Konflikten entgegentreten: auf der einen Seite das Triebleben mit seinen Wünschen und Verlangen, mit seiner sexuellen Begierde, mit seiner Sehnsucht nach Liebe und Gemeinschaft, aber auch mit seiner Aggression gegen alles, das einem im Wege steht, seinem Hass und seiner Rachesucht gegen alles und alle, die einen unterdrückt oder in anderer Weise einem weh getan haben — und auf der anderen Seite das bewusste soziale und moralische Ich mit seinen Idealen und seinen Ge-

wissensforderungen, mit seinem Schuldgefühl und seinem Minderwertigkeitsgefühl, und mit seinem Stolz und seiner Eitelkeit wegen dessen, was man geleistet hat oder was man ist, und ganz speziell wegen der Triumphe über das Triebleben.

In den nächsten Jahren vor der Pubertät ist die gegenseitige Position dieser Kräfte die, dass die direkten Ansprüche des Trieblebens, sowohl die sexuellen- wie die aggressiven, verhältnismässig unaufdringlich gewesen sind, während das Ich einen Teil der Triebenergie für seine Zwecke benutzen konnte. Das Ich hat sich dadurch stark gefühlt dem Triebleben gegenüber, und hat seine Befriedigung darin gefunden, sich von den Anderen, vor allem von den Erwachsenen und deren Repräsentant im eigenen Inneren, dem Gewissen, beliebt zu machen.

Mit der Pubertät wechselt diese innere Machtposition. Die Geschlechtsreife stärkt das Triebleben, vor allem den erwachsensten aller Triebe, den genitalen Geschlechtstrieb, dessen Ziel die volle Hingabe und Erlösung im Orgasmus ist. Ihr wisst alle, in der bisherigen Gesellschaftsordnung und nach der bisher üblichen Erziehung wagen es die meisten Jugendlichen kaum daran zu denken, diesen Trieb sofort zu befriedigen. Unter dem Drucke der Gesellschaft und deren Erziehung und Moral wehrt das Ich mit allen Kräften den Triebschub ab, und, wie ihr wisst, gelingt auch diese Triebabwehr in den meisten Fällen. Nur wenige Jugendliche kommen zu einem erwachsenen Sexualleben in der nächsten Zeit nach der körperlichen Geschlechtsreife.

Was macht nun der Jugendliche mit dem Trieb, den er nicht befriedigt? Der Trieb drängt ja fortwährend nach Abfuhr, und muss entweder eine solche finden oder er muss irgendwie gebunden werden. Das erste, das gewöhnlich geschieht, wenn der Jugendliche seine sexuellen Wünsche unterdrückt, ist eine *Regression* dieser Wünsche auf die anal-sadistische oder gar auf die orale Entwicklungsstufe. Diese Regression erklärt viele der Triebäusserungen der Pubertät: der Jugendliche wird trotzig oder bekommt Wutausbrüche; oder er wird unordentlich oder gerade schmutzig; oder er bekommt eine Fresslust oder eine Trinklust, die kaum zu beherrschen sind.

Trotz alledem gelangt nur ein kleiner Teil der aufgestauten Trieenergie durch derartiges Benehmen zur Abfuhr. Mehr wird verwendet in der Phantasie- und Denktätigkeit, die einen so grossen Raum im Leben der Puberilen einnimmt. Alle wissen, dass diese Jahre die Blütezeit der Tagträume sind. Weniger scheint man darauf aufmerksam zu sein, dass viele Jugendliche gerade zu dieser Zeit ein grösseres Denkvermögen an den Tag legen als in irgend einem anderen Alter. Der Jugendliche beschäftigt sich in diesen Jahren mit Vorliebe mit tiefen und schwierigen Problemen, wie z. B. dem Sinn des Lebens, Religion und Moral, Liebe, Kunst und Kultur, Politik und Gesellschaftsfragen. Die Gedankensysteme mancher Jugendlichen aus

diesen Jahren sind nicht nur kühn und frei, sie haben auch manchmal einen guten logischen Unterbau. Trotzdem ist ihre Hauptfunktion dieselbe wie diejenige der Tagträume, die nämlich, die Triebwünsche vom Bewusstsein und von der Tat fernzuhalten, indem sie ihnen eine maskierte Befriedigung in der Phantasie gewährt. Das beweist vor allem eine Tatsache: dass sie sich so selten in Tat umsetzen, dass sie zu nichts führen; es fehlt ihnen der Kontakt mit der Wirklichkeit.

Ein dritter Teil der neuen Triebenergie der Pubertät kommt zum Ausdruck in Freundschaften und Verliebtheiten. Beiderlei Gefühle kommen plötzlich und sind stürmisch. Von der längsten Dauer sind im allgemeinen die Freundschaften, aber auch die gehen leicht in die Brüche und werden bald von neuen ersetzt. Die Verliebtheiten, die plötzlich das ganze Gefühls- und Gedankenleben in Anspruch nehmen, hören ebenso plötzlich auf; häufig tritt an der Stelle ein Widerwille gegen die früher geliebte Person auf, und zwar an dem Zeitpunkt, wo sich eine Möglichkeit des sexuellen Zusammenseins erblicken liess. Eine bestimmte Art der Pubertätsverliebtheiten sind oft von längerer Dauer, ja können sich durch viele Jahre halten; das sind diejenigen, wo es keine Aussicht auf Erfüllung gibt — die mit anderen Worten nur eine Art von Tagträumen sind, mit derselben Funktion wie die anderen Tagträume.

Die Hauptmenge jedoch der neuen Triebenergie scheint im inneren Konflikt selbst, im Konflikt zwischen Ich und Triebleben, aufgezehrt zu werden. Der charakteristischste aller Ausschläge dieses Konfliktes ist vielleicht, was man die Pubertätsaskese genannt hat, eine allgemeine Verurteilung alles Triebhaften, eine Lebensführung, die kaum irgend eine andere Lust anerkennt als die der Selbstbeherrschung, d. h. der Triebunterdrückung. Die Pubertätsaskese fängt mit dem Kampf gegen die Onanie-Versuchung an, die gerade vor und in der Pubertät besonders stark wird. Ihr kennt alle die sehr verbreitete Auffassung, dass der Kampf gegen die Onanie das geeignetste Mittel zur Stärkung des Charakters ist. Diese Triebunterdrückung geht bald weiter: der Jugendliche meidet alles, was sexuelle Wünsche oder Phantasien wecken, ja alles was an Geschlechtliches überhaupt erinnern kann. Allmählich greift die Vermeidung noch weiter um sich, der Jugendliche enbehrt jede Lust, verurteilt Dinge wie Theater, Tanz und sogar Musik, isst nur was notwendig ist zur Erhaltung des Körpers und der Arbeitskraft, und kümmert sich wenig um seine Kleidung. Selbstverständlich geht diese Askese nicht gleich weit bei allen Jugendlichen, in den letzten Jahren gibt es sogar eine immer grössere Anzahl, die keine Askese-Periode durchmacht. Trotzdem ist es noch so, dass die meisten eine solche Periode durchmachen, manche haben sogar mehrere solcher Perioden. Denn viele haben inzwischen andere Perioden, wo sie rücksichtslos ihre Hemmungen durchbrechen und ihren Trieben nachgeben. Derartige Triebdurch-

brüche sind in der Regel dem Familienkreis sehr unbequem, und werden folglich mit Wut, mit Klagen oder mit Vermahnungen begegnet, d. h. mit Massnahmen, die geeignet scheinen, die Triebe wieder zu unterdrücken, was auch in den meisten Fällen gelingt. Dem Psychotherapeuten sind diese Triebdurchbrüche etwas ganz anderes als dem darunter leidenden Familienkreis, nämlich Versuche, die Hemmungen der natürlichen Entfaltung der ganzen Persönlichkeit zu überwinden, mit anderen Worten, Versuche an Selbstheilung. Aber so wie sie von der Umwelt empfangen werden, führen sie nur ausnahmsweise zum Ziel, im Gegenteil, der Jugendliche wird nach einem solchen Durchbruch sich noch mehr über seine Triebe schämen, sich noch mehr bemühen, sie zu unterdrücken, und sich so noch mehr versteifen. Es kommt aber auch vor — leider nur ausnahmsweise — dass solche Triebdurchbrüche gelingen und wirklich zur Selbstheilung führen. Das geschieht in den Fällen, wo die Umwelt in ihrer Verurteilung nicht allzu strenge ist, so dass der Jugendliche es fertig bringen kann, das Gesunde in den Durchbrüchen anzuerkennen und so allmählich Wege zur Befriedigung seiner Triebe zu finden, die ihm selbst genügen und die die Gesellschaft passieren lassen kann.

Eine spezifische Folge der allgemeinen Verurteilung des Trieblebens ist eine Spaltung des Liebeslebens, die so üblich ist, dass sozusagen jede nicht-analytische Psychologie sie für normal hält oder gar versucht, sie zu idealisieren. Es ist das die Spaltung zwischen Sexualität und Erotik, oder, wie es Dr. *Richard Eriksen* ausdrückt, zwischen Sexus und Eros. Mit Sexus sind da die sinnlichen Wünsche und Handlungen gemeint, die direkte Äusserungen des biologischen Geschlechtstriebes sind; Eros sei nach dieser Auffassung «ein persönliches Liebesgefühl, das zwei Individuen in einem Verhältnis von Treue vereinigt» (nach *Karen Grude Koht u. Åse Gruda Skard: Pedagogisk Psykologi,* Oslo 1937). Die typischen Ausschläge dieser Spaltung finden wir eben in der Pubertät. Es ist noch immer so, dass wenn ein Jüngling in diesem Alter sich in ein Mädchen verliebt, dann fühlt er es meistens wie eine Profanation jedesmal, wenn der Gedanke an das Mädchen sinnliche Wünsche bei ihm hervorruft; der Gedanke wird ihm dann «unrein». Andere sagen es so, dass sie dem Mädchen nichts so Schlimmes antun wollen, wie mit ihr vor der Heirat zu schlafen — und benehmen sich deutlich, wenn auch nicht mit klarem Bewusstsein davon, als hielten sie die Heirat für eine billige Entschädigung für den «Schaden», den sie zu tun beabsichtigen. Viele fürchten auch, dass sie die Frau verachten werden, wenn sie ihnen den Geschlechtsverkehr erlaubt oder sogar selbst wünscht. Und tatsächlich gibt es viele Männer, die jede Frau verachten, zu der sie eine sexuelle Beziehung gehabt haben, selbst wenn sie in der Theorie die Sexualität als eine vollwertige Seite des natürlichen Menschenlebens anerkennen. Aber wie allgemein diese Spaltung des Liebeslebens auch ist, sie ist keineswegs angeboren, noch im Laufe der na-

türlichen Entwicklung entstanden, sondern die Folge einer bestimmten Erziehung, die wieder die Folge eines bestimmten Gesellschaftssystemes, des patriarchalischen, ist. Vom Gesellschaftssystem soll hier nichts gesagt werden, nur einige Worte über die Entstehung des genannten Zwiespalts durch die jetzt übliche Erziehung.

Bei den kleinen Kindern bis drei, vier, oder fünf Jahren, sehen wir von dieser Spaltung sehr wenig. Wenn sie jemand lieben, dann zeigen sie es ihm ebenso natürlich und selbstverständlich durch Streicheln, Küssen, Umarmen und andere körperliche Liebkosungen wie durch Lächeln und freundliche Worte oder hilfreiches Benehmen. Wenn aber die Liebkosungen und andere Versuche, körperliche Lust von anderen zu haben, einen deutlich sexuellen Charakter zeigen, dann werden sie von den Erwachsenen verboten; das Kind muss sie zurückhalten, damit aufhören, lernt sich ihrer zu schämen und sie — und dadurch alles Sexuelle — als etwas Kindisches oder auch als etwas Unreines und Hässliches zu betrachten. Es versucht, so wenig wie möglich an das Sexuelle zu denken, es verdrängt. Im allgemeinen gelingt dies einigermassen einige Jahre, bis die ansetzende Geschlechtsreife die sexuellen Wünsche wieder wachruft. Dann zeigt sich die oben geschilderte Spaltung des Liebeslebens.

Wir werden uns mit diesen Hauptzügen des Seelenlebens in der Pubertät begnügen müssen, um zu den pädagogischen Problemen dieses Alters zu gelangen. Ich möchte die wichtigsten dieser Probleme in die eine Frage sammeln: Wie kann die Schule die Pubertät so vorbereiten, dass die Jugend die grösste Hoffnung haben kann, mit so viel Arbeits- und Lebens-Mut, Arbeits- und Lebens-Fähigkeit, Arbeits- und Lebens-Freude als möglich durchzukommen.

Alle psychologischen Schulen sind wohl heute darüber einig, dass es die Geschlechtsreife, die körperliche wie die seelische, ist, die die Grundlage der Umwandlungen in der Pubertät bildet und die diesem Alter seinen besonderen Charakter gibt. Ob die Schule die Jugend für den Übergang vorbereiten und ihr durchhelfen können soll, das hängt dann vor allem von der Stellungnahme der Schule zum Geschlechtsleben ab.

Die neue Psychologie — vor allem die von *Dr. Wilhelm Reich* in den letzten zehn Jahren begründete *Sexualökonomie* — hat zu einer neuen Wertung des Sexuallebens geführt, indem sie gezeigt hat, dass es andere Funktionen erfüllt als diejenige, mit der die Wissenschaft bisher allein rechnete, nämlich die Fortpflanzungsfunktion. Die Wissenschaft hatte vorher nicht darauf geachtet, was viele gewöhnliche Leute seit jeher wussten, dass ein gesundes, d. h. völlig befriedigendes Geschlechtsleben, die beste Garantie für das seelische Gleichgewicht eines Menschen gewährt, und wer es hat, der arbeitet besser, denkt schärfer, hat grösseren Lebensmut und grössere Lebensfreude als derjenige, der kein geordnetes Geschlechtsleben hat. Diese Tatsachen sind erst von der allerneusten Psychologie einer wissen-

schaftlichen Erforschung unterzogen worden. Die Sexualökonomie hat so zeigen können, dass es eine der Grundfunktionen der Sexualität ist, die seelischen und körperlichen Spannungen in solcher Weise zu regulieren, dass der ganze psycho-physische Organismus in der bestmöglichen Weise funktionieren, d. h. die bestmögliche Arbeit und die grösstmögliche Freude geben kann. Sie hat auch gezeigt, dass die Unterdrückung der Sexualität nicht zur Sublimierung der Triebe führt, wie die Moralisten und auch manche Psychologen behaupteten, sondern zu einer Herabsetzung der Leistungs- und Genussfähigkeit. Es ist zwar richtig, dass ein Teil der Triebenergie sich sublimieren lässt, d. h. er kann zu anderen Zwecken als zur Befriedigung der sinnlichen Triebwünsche verwendet werden. Aber im allgemeinen und auf die Dauer lässt sich auch nur ein Teil der Triebenergie sublimieren, und was noch wichtiger ist, die Sublimierung gelingt erst recht bei demjenigen, der auch den genitalen Geschlechtstrieb direkt und voll befriedigt. Die Sache ist die, dass der nicht befriedigte, sondern unterdrückte und aufgestaute Sexualtrieb der Sublimierung im Wege steht, die Arbeit stört, indem er sie erschwert oder verlangsamt oder krampfhaft macht, und das Denken zu einem sterilen Hirngespinst, das keine Handlung erzeugt, macht. Die gute Arbeit, die schöpferischen Gedanken werden von demjenigen geleistet, der ein glückliches Liebesleben mit voller Befriedigung seines Geschlechtstriebes hat. Es ist zwar so, dass man auf eine kürzere Zeit dermassen von einer bestimmten Arbeit oder Aufgabe in Anspruch genommen werden kann, dass das Triebleben zeitweilig in den Hintergrund tritt; das aber geschieht nur, wenn die Arbeit rein sachlich eine derartige Konzentration erfordert, nicht wenn man, um sich von sexuellen Versuchungen zu flüchten, sich in Arbeit begräbt.

Wenn nun dem so ist, dann hat der Erzieher, der sich zum Ziel gesetzt hat, die Jugend möglichst arbeits- und lebensfähig zu machen, seine Aufgabe klar vor sich. Sie besteht darin, die Jugend vor und während der Pubertät zu einem Geschlechtsleben, das dem Alter und der erreichten Entwicklungsstufe entspricht, heranzuleiten. Das Geschlechtsleben, das von der Geschlechtsreife an dem Alter entspricht, ist das erwachsene, mit voller Triebbefriedigung in normalem Geschlechtsverkehr. Was die Erziehung hier tun kann, ist vor allem, den Jugendlichen zu erzählen, was ein normales Geschlechtsleben heisst — das ist sehr notwendig, denn die Mehrzahl der Schulkinder und der Jugendlichen wissen, trotz allerlei Einzelheiten, entsetzlich wenig davon. Es genügt für diesen Unterricht nicht, das die Jugendlichen über den Körper und dessen Organe und Funktionen aufgeklärt werden, es bedarf auch gründlicher Kenntnisse der psychologischen Seite des Geschlechts- und Liebeslebens, wie es die körperliche und seelische Energie reguliert und dienstbar macht, wie das allein uns die volle Lebensfreude, auf die jeder Mensch ein natürliches Recht hat, gewähren kann. Man muss weiter den Jugendlichen klar ma-

chen, auf welche Schwierigkeiten sie stossen werden, wenn sie Ernst damit machen wollen, ihre natürlichen Triebe zu befriedigen und ihr Recht auf Lebensfreude geltend zu machen — dass sie einerseits mit den Verdammungen und Vermahnungen und allerlei anderen Widerständen von Seiten der Eltern und anderer Erwachsenen, die sich das Recht anmassen, über ihr Leben und Tun zu bestimmen, rechnen müssen, und dass sie andererseits viele rein materielle Schwierigkeiten haben werden, unter solchen Umständen zusammen zu kommen, dass sie die volle Freude und den vollen Nutzen davon haben können.

Wenn die Jugend solche Kenntnisse und solche Anleitung bekommt und in solcher Weise, dass sie sich nicht mehr ihres Körpers und ihres Dranges nach einem erwachsenen Geschlechtsleben schämt, dann wird sie, durch ihr eigenes Suchen und ihren eigenen Kampf, wenigstens ein Stück von ihrem Recht erreichen können. Die Aufgabe wird schwierig werden, sowohl für diejenigen, die der Jugend helfen wollen, wie für die Jugend selbst. Aber wer diese Arbeit auf sich nehmen will, nachdem er sich dafür die notwendigen Kenntnisse und persönliche Eignung verschafft hat, der darf hoffen, dass er durch eine an sich interessante Arbeit dazu beiträgt, dass die Jugend ein glücklicheres Leben und die nächste Generation einen besseren Start bekommen.

Aber, werden mich viele fragen, die schon eine gewisse Kenntnis der analytischen Psychologie haben, kann eine derartige Aufklärung vor und während der Pubertät wirklich den Jugendlichen helfen, Hemmungen und Schwierigkeiten zu überwinden, deren Grund schon in der frühen Kindheit gelegt wurde? Die Antwort kann keine einfache sein. Erstens muss man darüber klar sein, dass kein Wissen allein genügt, der Jugend in ihrer sexuellen Not zu helfen, wenn es zu keiner Handlng, d. h. zu keiner direkten Sexualbefriedigung führt. Zweitens wird es eine Frage nach Menge, nach Quantität, d. h. es handelt sich einerseits um die absolute und relative Triebstärke des einzelnen Jugendlichen, andererseits um die Stärke und die Ausbreitung der durch die frühe Erziehung aufgerichteten Hemmungen. Ist das Triebleben ungewöhnlich stark oder schwach, oder die Hemmungen allzu fest, dann besteht nur geringe Hoffnung, dass auch die beste Sexualaufklärung in der Pubertät mit darauffolgenden Bemühungen ein erwachsenes Geschlechtsleben zu führen, das zertrümmerte Liebesleben ohne andere Hilfe wird wieder herstellen können. In dem Falle wird es einer gründlichen psychologischen Behandlung bedürfen. Aber in vielen Fällen darf man hoffen, dass eine sachverständige Aufklärung, die auch die Mittel und Wege zur Durchführung eines gesunden Sexuallebens findet und zeigt, ohne andere Massnahmen viele Schäden aus der Kindheit praktisch heilen kann. Denn mit der Geschlechtsreife erhalten die erwachsensten Sexualwünsche, die genitalen, einen viel stärkeren Schub nach vorwärts wie die der früheren Entwicklungsphasen entstammenden Impulse. Wenn nun die geni-

talen Wünsche zur Befriedigung gelangen, dann lassen sich im allgemeinen die anderen verhältnismässig leicht sublimieren. In der Weise werden Triebimpulse, die sonst eine Gefahr gewesen wären, in verwendbare Energie umgewandelt.

Es war dies kaum mehr als eine Erwähnung, ohne ordentliche Erörterung der pädagogischen Probleme der Pubertät, gesehen im Lichte der neuesten Psychologie, vor allem der Sexualökonomie. Die Zeit reicht nicht aus, auf die gesellschaftlichen Konsequenzen dieser Auffassung der Pubertät und ihrer Probleme überhaupt einzugehen. Nur *eine* Folge möchte ich zum Schluss nennen: Ein Jugendlicher, der auf dem hier geschilderten Wege seine Pubertät durchgemacht hat, der wird sich als ein freier Mensch fühlen, der nicht bereit ist, irgend einen Zwang — sei er politischer, ökonomischer, religiöser oder moralischer Natur — zu dulden.

Die folgenden drei Beiträge stammen von Irma Kessel

Eine Kämpferin für das Recht des Kindes

Maria Montessori war die erste Frau, welche in Italien studierte. Diese Tat rief in dem katholischen Rom des fin de siècle einen Sturm der Empörung hervor! Die junge Studentin musste sich ihr Recht auf Bildung und Ausbildung mit zäher Energie erkämpfen. Immer wieder stiess sie auf neue Widerstände und Schwierigkeiten, die ihr bürgerliche Konvention und religiöse Vorurteile bereiteten. Sie wurde von der öffentlichen Teilnahme einzelner Praktiken ausgeschlossen, weil es sich «für eine Frau nicht schickte», eine derartige Materie wie zum Beispiel die Anatomie des menschlichen Körpers mit männlichen Kollegen gemeinsam zu erarbeiten! In den Abend- und Nachtstunden musste sie sich die Kenntnis dieser für Frauen verpönten Gebiete allein in den leeren Sälen der römischen Universität erarbeiten. Aber keine Schwierigkeiten liessen die junge Studentin zurückschrecken und allen Hindernissen zum Trotz erwarb sie 1896 ihren Doktorgrad der Medizin und Chirurgie.

Schon um diese Zeit begann Maria Montessori im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen. Sie publizierte Arbeiten über medizinische, psychologische und soziale Fragen, von denen die über: «The Influence of Culture on Reactions to Psychological Tests» — «The Influence of Social Conditions on the Mental Development of

Children in Schools» — «Antropological Characters of Children who are judged as either the Best or the Worst in Public Schools» und «*Sexual Education among Children*» uns hier wohl am meisten interessieren. Sie wurde zum Vorstand der italienischen Frauenbewegung gewählt, die sie auch auf verschiedenen Frauenkongressen in Berlin, London und Paris vertrat, wo sie für die *Rechte der berufstätigen Frauen* und für *die Kinder* eintrat und in ihren Reden gegen Kinderarbeit kämpfte.

Auf dem grossen internationalen pädagogischen Kongress, der 1898 in Turin stattfand, rollte Maria Montessori die Frage der «*zurückgebliebenen, schwachsinnigen Kinder*» vom pädagogischen Standpunkt her auf. Bisher waren diese Kinder allein Objekte des Arztes gewesen. Man brachte sie in Anstalten, sorgte für ihr körperliche Befinden, aber man versuchte nicht, sie psychisch und geistig zu entwickeln und ihre Krankheit zu studieren. «*Das zurückgebliebene Kind hat ein Recht auf Erziehung und Unterricht*» lautet Maria Montessoris Forderung auf diesem Kongress. Das scheint uns heute, vierzig Jahre später eine Selbstverständlichkeit! Damals aber war es eine revolutionäre Tat!

Der Erfolg dieser Forderung war, dass zum ersten Male Ärzte *und* Pädagogen gemeinsam an die Fragen des «*schwierigen Kindes*» herangingen. Der Kontakt zwischen Medizinern und Pädagogen, den Maria Montessori später auch in ihrer eigenen Person durch die Koalition beider Berufe herstellte, gibt der Montessori-Pädagogik das Gepräge. Das Aufsehn, welches sie auf diesem Turiner Kongress mit ihrem Einsatz für das anormale Kind hervorrief, war so gross, dass sie in Laienkreisen noch heute als die Pädagogin für *schwererziehbare Kinder* bekannt ist, während sie ihren Wirkungskreis längst auf das gesunde Kind erweiterte. Damals auf dem Turiner Pädagogenkongress war Maria Montessori auch die erste, welche forderte, dass der Erzieher sich gründlich mit Antropologie, Hygiene und Psychologie beschäftigen soll.

Nach weiteren Studien in Paris an der Salpêtrière und Bicètre bekam Maria Montessori ihren Professorentitel und hielt mehrere Jahre hindurch an der Universität in Rom Vorlesungen über Literatur, Geschichte, Pädagogik und Antropologie. Aber immer mehr konzentrierte ihr Interesse sich auf das Kind und seine Erziehung.

Als Assistenzärztin an der psychiatrischen Klinik in Rom musste sie immer wieder beobachten, dass der grösste Prozentsatz der «*Anormalitäten*» *psychischer Natur und durch ein bestimmtes pädagogisches Verhalten zu beeinflussen, ja weitgehend zu bessern war.* Der Erfolg ihrer Arbeiten war der, dass viele dieser «*anormalen* Kinder» durch ihre Behandlung fähig wurden, eine öffentliche Schule zu besuchen! Trotz und bei all ihren praktischen Arbeiten in der Klinik setzte die junge Ärztin ihre privaten Studien der psychisch kranken und der gesunden Kinder fort. Aber sie greift nicht zurück auf die Tradition

der Pädagogen, die sich von Comenius bis Fröbel fast ausschliesslich aus der geisteswissenschaftlichen Athmosphäre rekrutierten und mehr oder weniger *eine* Entwicklungskette bildeten, — sondern sie baut auf zwei zur Zeit der französischen Revolution lebenden Nervenärzten und Pädagogen, Dr. Itard und Dr. Seguin auf. *Dieser* Schritt ist für die ganze weitere Entwicklung der Montessori-Bewegung wichtig und ausschlaggebend und wenn auf dem diesjährigen Montessori-Kongress in Kopenhagen der Leiter der staatlichen Hochschule, Dr. Wilhelm Rasmussen Maria Montessori die «grösste und genialste aller Pädagogen» nannte, so haben wir *hier* die Wurzel ihrer Genialität zu suchen. Hatten sämtliche Pädagogen der letzten vier Jahrhunderte von einer bestimmten Geistesrichtung her eine Pädagogik geschaffen, die ein von ihrem Zeitgeist getragenes Gedankengebäude war, — so geht Maria Montessori nicht von einer vorgefassten Theorie aus, sondern versucht, die Pädagogik aus dem Gebiet der Spekulation in das der Naturwissenschaften zu heben (was natürlich auch wieder ihrem Zeitgeist entspricht und ihr nicht aus ihrem Hirn entsprang, sondern von den Bedürfnissen der Gegenwart diktiert wurde.) Durch die Didaktik und das Montessori-Material schaffte Dr. Montessori eine objektive, zeit- und bindungslose Basis, die die immer subjektive Erzieherpersönlichkeit zugunsten der neutralen Umwelt weit zurückschiebt. Ihr Arbeiten und Forschen stand unter dem Motto:

«Wir *wissen* nichts von dem Kind, das ein anderes Wesen ist als wir. Wenn wir pädagogisch arbeiten wollen, müssen wir das Kind erst studieren. Alles, was uns heute als «Kind» entgegentritt, ist nicht Kind allein, sondern Kind *und* Erziehungseinfluss. Es ist also ein künstliches Wesen, was vielleicht, wenn man es in seinem Naturzustand kennen würde, ganz anders wäre als das heutige Kind —»

Um die gleiche Zeit, als Maria Montessori mit all diesen Studien beschäftigt war, bildete sich in Rom eine sozialistische Gesellschaft, welche durch Bauen grosser Mietskasernen dem trostlosen Wohnungselend abhelfen wollte. Maria Montessori wurde in den Vorstand dieser Gesellschaft gewählt und unter den Forderungen, welche sie stellte, ist die, dass jedes grössere Mietshaus, in dem berufstätige Frauen wohnen, einen Kindergarten haben muss, die wichtigste. Die Gesellschaft erfüllte ihre Wünsche und so entstanden im römischen Elendsviertel San Lorenzo, da, wo das schmutzig-gelbe Wasser des Tiber die trostlos verkommenen Proletarierquartiere von den übrigen Bezirken trennt, die ersten «casa dei bambini», («Häuser der Kinder»). Sie machen sofort die Ausbildung von Lehrkräften notwendig. Ein Montessori-Seminar wird gegründet und sehr schnell ziehen die Kinderhäuser San Lorenzos die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich und werden der Anlass zu unendlich vielen Montessori-Kinderhäusern erst in Rom, dann in weiteren Städten Italiens, des übrigen Europa und in Amerika. In der Schweiz wurden sämtliche

Waisenhäuser, welche nach der Methode Fröbels geleitet waren, in Montessori-Häuser umgewandelt.

Maria Montessoris Schriften wurden in fünfzehn Sprachen übersetzt, in spanisch, französisch, englisch, deutsch, polnisch, dänisch, russisch, portugiesisch, slovakisch(?), ungarisch, rumänisch, arabisch, chinesisch, japanisch, und indisch-jugurati, ihre Schulen und Kinderhäuser gibt es in Europa, Amerika, in Afrika am Kongo, Nigeria, Uganda und Kenya, — und in Asien, in Tibet.

Um auf die Besonderheit der Montessori-Methode, die vom anormalen Kind ausging, dann eine Pädagogik für das gesunde Kleinkind schuf und später eine vollständige Schul-Lehrmethode ausbaute, einzugehen, fehlt hier der Raum. Es ist selbstverständlich, dass es bei dieser Methode, die derartig *«vom Kinde aus»* geht und den erziehenden Erwachsenen ausschaltet, auch keine Lehrpläne, Pensen, keine Zeugnisse, kein Versetzen und kein Unterrichten durch Erwachsene gibt, sondern dass die Kinder frei *das* arbeiten, wozu Interesse und Impuls sie treiben. Maria Montessori selber sagt von dieser Methode:

«Nicht ich habe sie mir erdacht. Die Kinder selber haben sie mit ihren Bedürfnissen erfunden. Ich habe sie ihnen nur abgelauscht und ihnen geholfen, sie zu gestalten».

Die “Social Party of the Child“

«Erziehung zum Frieden» hiess das Thema des sechsten internationalen Montessori-Kongresses, der im August in Amsterdam tagte und auf dem 23 verschiedene Nationen vertreten waren. Der Unterrichts-, der Premier- und der Aussenminister hatten das Protektorat für diesen Kongress übernommen und das Ministerium und die Staatliche Hochschule zur Verfügung gestellt. Bis auf Deutschland, Italien und Russland waren fast alle europäischen und viele aussereuropäische Länder vertreten.

Es ist vier Jahre her, seit ich Frau Dr. Montessori — auf dem fünften internationalen Montessori-Kongress in Amsterdam — zuletzt sah. Inzwischen hat sie, die schon einmal aus politischen Rücksichten ihren Wohnsitz von Italien nach Spanien verlegen musste, jetzt Barcelona verlassen und ist nach Amsterdam übergesiedelt. Maria Montessori erzählt darüber:

«Ein neuer Ausbildungskursus für Montessori-Lehrer sollte gerade in London beginnen. Die Teilnehmer aus den verschiedensten Ländern waren schon dort versammelt. Ich wollte am 19. Juli mit dem

Mittagszug von Barcelona abreisen, um die Leitung dieses Kursus selber in die Hand zu nehmen. Der Morgenzug fuhr noch fahrplanmässig. Aber vormittags setzten die Unruhen derartig ein, dass der Zweiuhrzug bereits ausfallen musste. Wochenlang habe ich keine Möglichkeit gehabt, zu dem Kursus in London zu fahren. Mir passierte absolut nichts, aber es war unmöglich, die Wohnung zu verlassen. Ich sass wie ein Gefangener in meinem eigenen Haus. Inzwischen machte die Leitung des englischen Kurses alle Anstrengungen, mich nach London zu holen, denn die meisten Teilnehmer waren, teilweise aus anderen Erdteilen, hergereist, weil ich versprochen hatte, die Ausbildung selber zu führen. Endlich erhielt ich Erlaubnis, auf einem englischen Kriegsschiff, das englische Staatsbürger in Sicherheit bringen sollte, zu dem Londoner Kursus zu reisen. Während der Sommermonate gestaltete sich dann die Situation in Spanien so, dass ich an keine Rückkehr denken konnte und meine Familie nach Holland kommen liess. Alle meine Sachen sind in meinem Haus in Barcelona unbeschädigt und unberührt, aber vollkommen unerreichbar für mich.»

«Und was machen Sie jetzt?»

«Nachdem der Londoner Kursus beendet war, siedelte ich nach Holland über. Sie wissen, dass Holland meine Methode zuerst aufgriff und am weitesten durchführte. In Amsterdam habe ich ein neues Kinderhaus gegründet, das unter meiner persönlichen Aufsicht steht.»

«Während des letzten Kongresses in Amsterdam hospitierte ich in dem Montessori-*Lyzeum*. Es war die erste Schule mit Oberstufe, die ganz nach der Montessori-Methode durchgeführt wurde und in der die Schüler *ohne Zwang, nach eigenem Ermessen und eigenen Interessens-Perioden* arbeiteten. Damals stand man dem Versuch sehr skeptisch gegenüber! Man verstand nicht, dass so viele Montessori-Eltern und Schüler sich diesem «Experiment» preisgaben! Wie hat diese Arbeit sich weiterentwickelt?»

Maria Montessori lächelt —: «Von dieser Skepsis und Angst merken Sie heute nicht mehr viel! Seitdem inzwischen zwei Jahrgänge aus dem Montessori-*Gymnasium* ihr Abitur mit allseitigem Erfolg absolviert haben, ohne vorher zehn oder zwölf Jahre lang durch die Tretmühlen der alten Schule geschleppt, — ohne mit Pensum, Schulaufgaben, Stundenplänen und Versetzungen gequält worden zu sein, — ohne jemals von einem Lehrer diktiert bekommen zu haben: «Jetzt musst du Mathematik lernen! Wenn du dich auch weiterhin für die Naturkunde der vergangenen Stunde interessierst, die fünfzig Minuten sind rum! — Auf dem Stundenplan steht, dass ihr, — dreissig Schüler, — euch von elf Uhr bis elf Uhr fünfzig für Mathematik interessieren müsst! — Also bitte! — Stell auch du dein Interesse um, — oder, wenn du das nicht kannst, lerne *ohne* Interesse. Aber *lerne fünfzig Minuten Mathematik!* Denn so ist es bereits Ostern im

Lehrerkollegium beschlossen worden: Dienstags von elf bis elf Uhr fünfzig haben die dreissig Schüler der xy Klasse sich für Mathematik zu interessieren.» — Ja, die zwei Amsterdamer Jahrgänge des Montessori-Gymnasiums haben das tatsächlich *nie* kennen gelernt. Und sie haben *doch* ihr Abiturium bestanden. —

Das Vertrauen zu unserer Arbeit ist in Holland so sehr gestiegen, dass die viertausend Montessori-Kinder, die wir 1933 hatten, sich in den letzten vier Jahren um das Dreifache vermehrt haben! Heute zählen wir allein in Holland über zehntausend Kinder in Montessori Kinderhäusern und Schulen.»

«Hat man auch am Material weitergearbeitet?»

«O ja! Das Naturkunde- — Zoologie- und Botanikmaterial, welches speziell die holländische Gruppe unter der Leitung Herrn Portilies, des Leiters des Amsterdamer Zoologischen Gartens ausgearbeitet hatte, ist jetzt durch ein Biologie-Material der englischen Arbeitsgruppe vervollständigt worden. Sie bekommen es in einer der Study-Gruppen vorgeführt.»

Am letzten Tag des Kongresses gründete Maria Montessori die *«Social-party of the Child»*. Diese Gründung rief eine radikale Zersplitterung der Kongressteilnehmer hervor. Erregung lief durch den Saal und selbst die Dänen konnten Zwischenrufe und temperamentvolle Meinungsäusserungen nicht lassen. «Gehört das Kind nicht auch dem Staat und seinen Eltern,» fragte Dr. Wilhelm Rasmussen.

«Nein! Wenn Sie *das* meinen, haben Sie meine Methode noch *nie* verstanden! Das Kind gehört *nur seiner Entwicklung!* Der Staat und die Eltern sind nicht seine Eigentümer, sie sind *nur seine Helfer!* Sie haben keine Forderungen an das Kind zu stellen. Sie haben ihm gegenüber *nur Aufgaben und Pflichten!* Wenn das Kind gross ist, wenn es das Kindsein mit dem Erwachsensein vertauscht, dann wird es der kommenden Generation von Kindern gegenüber dieselben Aufgaben übernehmen. Das Kind ist für uns Montessori-Pädagogen *ein eigenes Wesen mit voller Berechtigung!*

Ich weiss, dass viele Menschen von diesen unsern Ideen träumen und dichten, dass darüber Bücher geschrieben und Diskussionen geführt werden. Die wenigsten von ihnen haben wirklich praktisch etwas getan und auch nur einen Stein aus dem Wege der Entwicklung des Kindes geschoben. *Unser Weg ist der der Praxis* und immer wieder der Praxis. Unser *Weg ist radikal und unbequem!* Man wird uns angreifen, wie man uns seit vierzig Jahren angreift und wie im Augenblick Dr. Rassmussen uns angreift. Ich bin das gewohnt. Ich werde trotzdem weiter meine Arbeit machen und meinen Weg gehen. Und wer meine Methode verstanden hat, geht ihn *mit* mir.»

Darauf verliessen viele Anwesende in sichtlicher Erregung den Saal und die sechzig Mitglieder, die blieben, traten in die soeben gegründete «Party of the Child» ein.

Am kommenden Tag frage ich Frau Dr. Montessori:

«Wie denken Sie sich die Formation der Party of the Child, Sollen Kinder oder Erwachsene Mitglieder sein?»

«Beide! Vor allem Kinder und Jugendliche. Aber es wäre eine Unterschätzung der Realität, es wäre Phantasterei, wenn man heutzutage eine Partei *nur* aus Kindern aufbaute. Man könnte es. — Natürlich. — Aber kommt es nicht auf viel mehr an, als auf eine grosse Geste? Es kommt darauf an, *praktisch* etwas für den Fortschritt dieser Ideen zu erreichen. *Wissen* Kinder etwas um das heutige Recht? — Und *doch* fallen auch sie darunter! Es muss ihnen also ein Freund an der Seite stehn, der ihnen rät. — *Wissen* sie etwas von Regierungsformen und behördlichen Institutionen? *Wo* konnten sie das alles bisher lernen? Und doch werden sie dieses Wissen vielleicht einmal brauchen können! Also müssen sie Helfer in diesen Dingen haben. Diese Helfer und Freunde der Kinder sollen auch eine Membership in der Party of the Child haben.

Aber als Beweis dafür, *wie* ernst es mir ist mit dem Gedanken der Kinderpartei, *wie* fest ich überzeugt bin, dass das Vertraun auf das Kind keine Illusion von mir ist, habe ich den holländischen Jugendlichen Albert Joosten zum Sekretär und den dreizehnjährigen Spanier Rolando Montessori zum Kassierer der neuen Partei ernannt. Auch die bekannte Kämpferin für freiheitliche Erziehung *Elisabeth Rotten* ist Mitglied geworden.

«Soll die Party of the Child nationales oder internationales Gepräge haben?»

«Sie wird sich selber aus der lebendigen Situation heraus gestalten!» antwortet Maria Montessori.

«Ich stelle sie mir ähnlich vor wie zum Beispiel die sozialistischen Parteien, die eine generelle, einende internationale Idee haben, gleichzeitig aber national orientiert sind. Doch ich halte es für falsch, ihr vom grünen Tisch aus eine Form aufzudiktieren. Das widerspräche allen meinen bisherigen Arbeiten, die nur aus der Lebendigkeit des täglichen Lebens, *nie* aus einer theoretischen Überlegung wuchsen.»

Da Maria Montessori selber die Brücke zur politischen und parteipolitischen Frage geschlagen hat, frage ich sie nach ihrer diesbezüglichen Einstellung.

«Sie haben diesmal und früher auf Kongressen und in Kursen erlebt, dass Menschen aller verschiedenen Religionsarten sowohl wie Areligiöse, — dass Linksradikale sowohl wie Konservative redeten. So wenig wie meine persönliche Einstellung zu religiösen Dingen in der Montessori-Pädagogik wiedergespiegelt wird, sowenig auch meine politische. *Wie* könnte sonst wohl diese Methode über der ganzen Welt, — in allerverschiedensten Kreisen, bei Katholiken und bei Kommunisten verbreitet sein? (Tatsache ist, dass die Montessori-Pädagogik vor ungefähr acht Jahren von einer Gruppe Kommunisten als *die* geeignete Pädagogik des Kommunismus bezeichnet

wurde und dass sie noch heute von bestimmten katholischen Kreisen als die einzig richtige Erziehung zum katholischen Menschen proklamiert wird!) Glauben Sie, dass Neger, Australier, Amerikaner, Europäer — und da wieder die einander widersprechendsten Schichten und Kreise alle mitgingen, wenn ich der Methode ein persönliches Gepräge gegeben hätte? Selbstverständlich *hat* jeder von uns seine eigenen Ansichten und soll sie haben. Aber sie sollen seinem Privatleben angehören!»

«Glauben Sie wirklich, dass das möglich ist? *Kann* man die zentralsten Dinge des Eigenlebens in der Assoziatione-Montessori-Internationale ausschalten?»

«Suchen Sie nicht in den Menschen das Trennende, sondern das Einende! Die Frage des Kindes muss jeden Erwachsenen, der Verantwortungsgefühl hat, erfassen! Wenn meine Methode, d. h. die Didaktik, die reine Praxis, nicht überparteilich wäre, wenn sie nicht objektiv und wissenschaftlich wäre, wie könnten die entgegengesetztesten Richtungen sie jede als *ihre* Pädagogik ausgeben? Sie ist ein Gefäss, in das die verschiedenen Richtungen ihren Inhalt, ihre Anschauungen giessen.»

Bei diesen Worten Maria Montessoris mus ich mich unwillkürlich an den Tag erinnern, an dem 1930 in Rom unser Ausbildungskursus als Montessori-Lehrer eröffnet wurde.

Fast zweihundert Menschen aller Hautfarben, aller Sprachen, aller Religionen, aller politischen Richtungen, beider Geschlechter, Junge und Alte sassen zusammen in der alten Barockkirche, in der die Konferenzen gehalten wurden. Da sassen Indierinnen neben Negerinnen, Nonnen neben jungen Engländerinnen. Maria Montessori sah auf die Buntheit ihrer Hörer und sagte:

«Uns trennen keine Mundarten, uns trennen keine Weltanschauungen und keine Sitten, uns trennen keine Klassen und keine Rassen. Uns *eint* der Wille, hier jetzt für eine neue Pädagogik, für eine menschlichere Stellung des Kindes in unseren Gesellschaften zu kämpfen. Wir wollen nicht die Frage des europäischen oder des Negerkindes aufwerfen und nicht die des armen oder des reichen Kindes. Ich weiss, auch diese Fragen gibt es. Aber wir hier wollen *nur* die Frage des *unterdrückten Kindes* aufwerfen. Und unterdrückt ist das reiche Kind genau so sehr wie das arme, das des Sklaven genau so wie das des Plantagenbesitzers, das des heutigen Revolutionärs genau so, wie das des Religiösen.

Das Kind lebt noch unverstanden und unerkannt unter uns. Es ist rechtlos und herumgestossen. Es ist für die meisten Eltern nur ein Spielzeug oder das Instrument ihrer Befriedigungen! Die Eltern zeugen ihre Kinder aus Zufall oder aus Laune, wenn sie gerade das Bedürfnis nach einem Kind haben oder wenn sie endlich in die ökonomische Lage gekommen sind. Sie denken nur an sich. Sie überlegen nicht, dass dieses Kind ein langes und vielleicht ein bitteres

Menschenleben vor sich hat. Sie tun wenig oder garnichts, um das Kind auf dieses Leben richtig vorzubereiten. Wir wollen *das Kind*, das *seit Jahrtausenden unterdrückte Kind* studieren, um ihm dann helfen zu können.

Wir werden finden, dass das Kind ein anderes Wesen ist als wir, — mit anderen Bedürfnissen, mit einem andern Lebensrhythmus, mit einer andern Art zu lernen und zu arbeiten und mit andern Interessen als wir Grossen.»

Ich bin abgeschweift. So sehr Maria Montessoris Ausführungen mich ergriffen, hatte ich, besonders nachdem ich erlebt habe, dass ihre Methode im faschistischen Deutschland radikal ausgerottet wurde, wie sie praktisch auch kaum im faschistischen Italien und in Russland existiert, Zweifel und Bedenken:

«Und wenn die Kinder und Jugendlichen, durch die Party of the Child stark gemacht, rebellieren werden?» fragte ich.

«Sie *werden* nicht rebellieren, wenn sie keinen Grund haben! Es *gibt* keine Unarten und Ausschweifungen, kein Chaos und keine Rebellion, wenn alles in Ordnung und Harmonie ist. Wenn wir die Kinder verstehn und ihnen gerecht werden, haben sie keinen Anlass zu rebellieren! Nur Unterdrückte rebellieren.»

Maria Montessori sprach nicht weiter, sie dachte den Gedanken der Befreiung der Kinder nicht zuende. An *dem* Punkt, an dem ihr Werk genial, ganz, abgerundet und geschlossen wurde, an dem sie alles, was sie im Leben geschaffen hatte, zu einer Einheit zusammenschloss und mit dieser Parteigründung krönte, brach sie ab. Denn die Logik hätte in diesem Zusammenhang zu einer allgemeinen Kritik unserer gegenwärtigen Zeit führen und hätte Maria Montessori mit ihrer eigenen Epoche in Uneinheit bringen müssen.

Wir haben hier ein Phänomen vor uns, das viele führende Persönlichkeiten dieser Generation auszeichnet, ganz besonders Maria Montessori und Sigmund Freud: Auf Grund ihrer genialen Klarsichtigkeit und konsequenten Logik in ihrem Fach wachsen sie über die Zeitansprüche hinaus, werden revolutionär. — Aber auf Grund ihrer bürgerlichen Struktur, ihrer tiefen Angst vor einem vollkommenen Einsatz, vor einer restlosen Preisgabe zögern sie vor dem letzten Schritt, ja sie ziehen zurück, was sie selber bahnbrechend schufen.

Hat Maria Montessori vergessen, dass sie selbst es war, die gerade die Unterdrückung des Kindes aufgezeigt hat?

Weiss sie nicht, dass wir alle, Kinder, Eltern und Erzieher, zwar nicht «Eigentum» des Staates sind, wie Dr. Rasmussen sagte, wohl aber Bürger und das will heissen: Abhängige, Unfreie, Kontrollierte?

Es scheint mir, dass es nur zwei Möglichkeiten gibt:

Entweder die «Party of the Child» bleibt trotz Gegenvorsatz eine grosse Geste, — oder aber sie *wird* eine Partei mit Leben und Energie.

Dann *werden* ihre Mitglieder rebellieren! Denn sie haben Grund

dazu! Und dann hat Maria Montessori sich mit dieser Aktion selber übertroffen. Dann ist sie über sich selber hinausgewachsen. Und dann werden sich auch, wenn *sie* es nicht kann, Menschen finden, die unerschrocken und energisch genug sind, dieses Werk, das ihr entglitt, weiterzuführen!

Aus der pädagogischen Praxis

In einem pädagogischen Rundbrief, der in die verschiedensten europäischen Länder geht, fragte ich vergangenes Mal: «*Was macht Euch die grössten Schwierigkeiten* in Eurer pädagogischen Arbeit?» Der überwiegende Prozentsatz antwortete — unbeeinflusst von einander: «*Die Eltern*», — «*die Familie*», — «*das zu Hause*» u. s. w. Ich möchte ein paar Beispiele wiedergeben:

Aus der Tschechoslovakei:

«Bei diesem Heimleben hatte ich viel Freude an den Kindern, die fabelhaft waren und sich sofort einlebten — und genau so viel unnötigen Ärger mit Eltern, Grossmüttern, Erzieherinnen und was sonst noch so an einem Kind hängt. Einen Fall, der der krasseste ist, muss ich Dir erzählen! Als ich nach acht Wochen mit meinen Kindern zurück kam, hörte ich zu meinem Erstaunen das Gerücht:

«Ja, in dem Heim war es ja entsetzlich! Ein Kind ist sogar beim Baden ertrunken und tot!»

Und weisst Du, woraufhin das Gerücht auftauchte? Ein alter Grossvater hatte mir gesagt, ich müsste beim Baden jedes Kind einzeln an die Hand nehmen! (Es handelt sich um Kinder von sechs bis vierzehn Jahren!) Als ich erklärte, das widerspräche vollkommen meinen Ansichten von einer vernünftigen Pädagogik, war er empört und sah das *nur* als eine Unfähigkeit an! Dass das Gerücht, trotzdem es *nichts* als eine grobe Lüge ist, mir schadet, ist klar —

Alles wäre in Ordnung, wenn man «Disziplin» auf sein Schild schreiben würde. Wenn man aber eine freie Erziehung proklamiert, ist man eben untüchtig!»

Ein weiterer Brief, der aus einem Montessori-Kinderheim an der Riviera kommt, erzählt Folgendes:

«Unsere beiden interessantesten, aber auch schwierigsten Kinder sind augenblicklich ein neunjähriges Mädel aus Kairo und ein siebenjähriger kleiner Däne.

Die kleine Jorri war lange Zeit ganz bei ihrer Schwester zu Besuch, die jungverheiratet ist und Jorri gern wieder lossein wollte. Jorri hat darunter sehr gelitten. Sie fühlte sich überflüssig und stö-

rend. Jetzt haben wir das Vergnügen, ihre Entladungen zu erleben, die für sie bestimmt nötig und befreiend, für uns oft sehr störend in unserer Gemeinschaft sind. Jorri ist ständig beleidigt! Wenn sie gar keinen Grund finden kann, dann erfindet sie einen. Darin ist sie ein Meister. Ständig setzt sie sich in Scene, obwohl die andern Kinder garnicht imponiert werden. Ich will Dir ein paar konkrete Beispiele erzählen:

Morgens wird sie geweckt. Sie tut, als wenn sie fest schliefe. Dann fällt sie mit einem Bombenkrach aus dem Bett und tut, als erwache sie langsam und mühsam. Das ganze ist Theater.

Am zweiten Tag ihres Hierseins behauptet sie, dass alle ihre Schuhe ihr plötzlich zu klein geworden seien (über Nacht!), so sehr, dass sie keinen anbekommt. Ich schlage ihr vor, barfuss zu gehn, was sie auch einen halben Tag mit grosser Begeisterung tut. Dann fängt sie plötzlich an zu hinken und behauptet, dass sie sich nun die Füsse durchlaufen habe. Sie macht ein ganz klägliches Gesicht und jammert entsetzlich. Im Augenblick, wo ich sie frage: «Jorri, willst du heute Tischdienst machen?» hat sie den kranken Fuss vergessen und springt mit Begeisterung ins Esszimmer. — Bei jeder Gelegenheit heult sie. Sie ist natürlich seelisch krank, aber im Grund haben wir es nicht mit *ihren* Unarten zu tun, sondern nur mit ihren Reaktionen auf die Unarten ihrer Schwester. Ich kann ihr nicht ärgerlich sein. Sie tut mir nur leid.

Bei unserm kleinen Jan ist es nicht die Schwester, sondern — um immer in der Familie zu bleiben, die Grossmutter! Jan hat in vielen Ländern gelebt und kann mehrere Sprachen. Er ist überhaupt aufgeweckt und in jeder Beziehung ein entzückender Kerl, den alle lieben. Am ersten Tag litt er sehr unter der Trennung von seiner Grossmutter, die ihn an sich gebunden hat. Er wollte nämlich sofort mit unsern Kindern Krieg spielen und die Strenge der Grossmutter abreagieren, indem er gehörig mit ihnen rumkommandierte. Als die nicht reagierten, wurde er verzweifelt. Aber all das hat sich schnell gegeben. Alles wäre nun in Ordnung, aber — die Grossmutter bleibt im Ort! Das genügt, um die ganze Arbeit unmöglich zu machen. Sie hat «*Prinzipien!*». Eins ihrer Prinzipien ist, dass Jan um Gottes willen so spät wie möglich Lesen und Schreiben lernen soll, weil er sonst Zeitungen lesen und von «*Verbrechen*, die es in der Welt gibt», hören könnte. Das ist besonders grotesk, da Jan versucht, Buchstaben zu suchen und zu entziffern, wo er sie nur findet und dass er in dem Alter ist, wo bei ihm jeden Tag das Lesenkönnen explodieren kann. *Dann* also wird der arme Junge mit den «Verbrechen der bösen Welt» vertraut!

Er hat eine selten natürliche Art, sich zu bewegen und ein so schönes Äusseres, dass alle stehn bleiben und ihm nachsehn. Aber die Grossmutter wird ihn kaput machen! Hör mal zu:

Am ersten Abend übergab er sich. Die neue Situation hatte ihn

eben erregt. Die Grossmutter aber behauptet, das käme, weil *unsere Kinder nicht so kriegerisch seien wie er* und weil er an «spartanisches Essen» gewohnt sei! Unser Essen sei wohl zu fett! Er darf keine Milch, keine Butter haben, er isst nur trockenes Brot und trinkt dazu Wasser! — Wenn man die verschiedenen Ansichten und Vorschriften der Eltern und ihrer Stellvertreter hört, glaubt man wirklich manchmal, man sei in einem Irrenhaus! Vor nichts aber haben sie solche Angst als vor Natürlichkeit. Ob das «Lesen- und Schreibenlernen» ist oder sonst was, alles *was natürlich aus den Kindern herauskommt, ist auf alle Fälle verkehrt und schädlich und muss erst* mal prinzipiell unterdrückt werden! Für uns bleibt dann die Arbeit, mit den Reaktionen der Kinder fertig zu werden! Und damit meine ich, Dir gleichzeitig Deine Frage beantwortet zu haben. Für uns sind immer ohne Ausnahme, — die Eltern die grösste — beinah möchte ich sagen, die einzige Schwierigkeit in unserer Arbeit.»

Wenn man in diesem Zusammenhang überlegt und beobachtet, dass immer die vitalen, intelligenten, temperamentvollen Kinder in Konflikt kommen, schwierig, kalt oder sonst neurotisch werden, dann hat man die Lösung der Aufgabe, warum die Eltern sich so benehmen und warum zum Beispiel Kinder wie die oben erwähnte kleine Jorri und Jan, die beide den Beschreibungen nach eine gute Portion Temperament und Energie haben, so besonders streng asketisch, «spartanisch» oder wie die verschiedenen Eltern es nennen mögen, gehalten werden. Sie haben einfach Angst vor der Vitalität und Lebendigkeit ihrer Kinder.

Meine Erlebnisse im Versuchskinderheim

Ein Bericht aus Dänemark

Als ich am ersten Tag in dieses Kinderheim kam, es war morgens 8 Uhr und es sollte grade Frühstück gegessen werden, war mein erster Eindruck der grosser Geschäftigkeit, nicht nur der Erwachsenen sondern besonders der Kinder. In diesem Kinderheim gibt es drei bis vier erwachsene Frauen und 16 Kinder zwischen 3 und 14 Jahren, Jungs und Mädels. Genauer gesagt 4 Mädchen und 10 Jungs. Die Kinder helfen tüchtig bei jeder Hausarbeit und machen ausserdem Bastarbeiten, Linoleumschnitte, wenn sie spielen wollen (nachdem ihre Arbeit erledigt ist, können sie malen, basteln, lesen und im

Garten herumtoben. Der Garten ist nicht sehr gross, hat aber eine herrliche Sache, ein Klettergerüst aus Eisenrohr mit einer schönen Rutschbahn. Sie haben auch einige Musikinstrumente, nämlich 2 Ziehharmonikas, 2 Flöten und ein Klavier. Alle diese Dinge werden sehr gern benutzt, besonders wenn man damit einen Erwachsenen ärgern will. Ich merkte aber sehr bald, dass die meisten Kinder sehr musikalisch sind und alle Musik sehr lieben.

Ich hatte mir vorher von diesem «Kinderheim für schwererziehbare Kinder» einiges erzählen lassen und das hätte bei einem sogenannten normalen Menschen den Eindruck hervorheben müssen, dass, wenn man sich in diese Räuberhöhle begibt, es einem ungefähr so geht wie einem armen unschuldigen braven Europäer, der sich zu den Menschenfressern verirrt hat. Die Leiterin hatte mir von einigen Kindern erzählt, die besonders «schlimm» sind. Hatte mir auch die Wutausbrüche der Kinder geschildert. Als ich also an diesem ersten Morgen in das Heim kam, konnte ich von all diesen Schlimmheiten nichts merken. Es war alles so friedlich und beschäftigt wie irgend möglich mit so vielen Kindern auf einem Haufen. Selbstverständlich spielte meine Anwesenheit auch eine gewisse Rolle, besonders dass ich Ausländerin bin, machte mich den Kindern sehr interessant. Drei Kinder fielen mir zuerst auf. Der grosse Ole, ein sehr hübscher und intelligenter Junge von 11 Jahren. Ein Mädchen 9 Jahre, Else, mit schönen, lebendigen Augen, aber sie zittert dauernd. Die Leiterin sagte mir, dass dieses Kind vor Jahren eine Gehirnerschütterung gehabt hätte, aber nicht behandelt worden wäre. Und dann Werner, 5 Jahre, sehr hübsch und gescheit, der auch Deutscher ist, aber schon sehr gut dänisch kann. Ole wurde mir als mein besonderer Kollege vorgestellt, wir müssen nämlich zusammen die Essstube in Ordnung halten, d. h. Ole deckt die Tische und räumt auch ab und ich muss mit ihm zusammen die Stube sauber halten. Er war sehr ernst und erwachsen bei unserer gegenseitigen Vorstellerei und wir schlossen gleich eine stille Freundschaft miteinander. Else schmiegte sich gleich an mich und fing an meinen Gürtel auf und zu zumachen, ebenfalls mein Kleid, was zwar bei ihren zittrigen Bewegungen dreimal solange dauert wie bei einem anderen, aber doch fertig gebracht wurde. Überhaupt macht sie alles mit einer grossen, sehr eigensinnigen Energie. Der kleine Werner und ich waren auch gleich sehr dicke Freunde, er war sehr zärtlich und anschmiegsam und brav. Ich merkte aber bald, dass das Kind eine sehr starke Verkrampfung in der Oberlippe hat und zwar bilden sich, wenn er lacht, oberhalb der Mundwinkel zwei richtige Gruben, die verhindern, dass er den Mund richtig aufreissen kann.

Ich wurde an den Tisch der «Kleinen» gesetzt, weil das meine Gruppe sein sollte. Dort fand ich ausser Else und Werner noch Robert, 9 Jahre, ein sehr stiller, gehemmter Junge mit einer starken Esshemmung, den «kleinen» Ole, 5 Jahre, lebhaft, hübsch und intelli-

gent, und Poul, auch 5 Jahre, mit einem Augenfehler, er schielt, dadurch nicht sehr hübsch, auch lebhaft und meistens trotzig. Nach dem Frühstück erschien dann noch Jörn, ein putziges dickes Geschöpfchen von drei Jahren, das sich mir gegenüber zunächst einmal garnicht benahm, d. h. weder positiv noch negativ. Von diesem Kind hatte mir Frk. Gregersen erzählt, dass er, als er vor ein paar Monaten in den Kindergarten kam, so voll Wut war, dass er nichts weiter tun konnte als den ganzen Tag im Sandkasten sitzen und mit Sand schmeissen. Sie nahm ihn dann öfter in ihr eigenes Zimmer und gab ihm eine Kiste mit Klötzen und sagte ihm, dass er nun damit rumschmeissen könne so viel er wolle, was Jörn natürlich auch tat. Nach einigen Wochen war das Kind scheinbar ausgetobt, denn jetzt macht er einen ausserordentlich zufriedenen Eindruck. Ich habe ihn oft beim Spielen beobachten können. Er sitzt im Garten und spielt ganz allein und singt dabei. Ist sehr interessiert an allem, was sonst vorgeht, wird nur wütend wenn er einen äusseren Grund dazu hat, z. B. wenn ihn die anderen Kinder ärgern. Dann kann er allerdings mächtig toben. Er schlägt, spuckt und beisst, wenn man ihm etwas verbieten will. Wird aber schnell wieder ruhig und ist dann wieder so strahlend vergnügt wie vorher. Besonders imponierend an dem kleinen Kerl fand ich, dass er völlig furchtlos auf viel grössere Jungs losging wenn er von ihnen geärgert worden war und sich auch durch Schläge, die er von ihnen bezog, nicht abschrecken liess. Er kletterte überall herum wie die Grossen und wird auch von ihnen als Gleichberechtigter behandelt. Es ist keineswegs so, dass er der «Kleinste» ist.

An diesem ersten Morgen bekam ich aber doch gleich beim Frühstück eine Kostprobe «der Schlimmheiten» dieser Kinder zu sehen. Am Nebentisch, wo die 9-jährigen sitzen, entstand plötzlich Krach, und ein Junge, Svend-Erik, stand auf und schmiss ohne ein Wort zu sagen seinen Stuhl mit aller Wucht in die Stube, stand still und geladen voll Wut im Zimmer und wurde dann von Frk. G. hinausgeschickt. Von diesem Jungen erzählte mir später Frk. G., dass er ausserordentlich intelligent und begabt sei, seine Wutausbrüche aber stets stumm, ohne Weinen oder Schreien sind. Beim Essen fing er regelmässig an, die anderen Kinder mit seiner Gabel in den Hintern zu piecken, worauf natürlich Krach entstand. Wenn ihm dann dieses Vergnügen verboten wurde, stand er auf und schmiss einen Stuhl in die Stube. Frk. G. behauptet, dass er, wenn sie ihn in ihrem Zimmer weiter toben lässt, jedes Gefühl dafür verliert, was er kann und was er nicht kann. Er schlägt z. B. mit den Füssen solange gegen den Schrank, bis er blau und braun ist. Weinen kann er nicht. Wenn er anfängt zu weinen, wird er ganz blau im Gesicht und bekommt keinen Ton heraus. — Meinen Vorschlag, ihn extra an einem Tisch essen zu lassen, natürlich ohne das als Strafe aufzumachen, hat sie lei-

der nicht durchgeführt. Er wurde dann, nachdem ich 14 Tage im Kinderheim war, in ein Krankenhaus gebracht — leider.

An diesem ersten Tag hatte ich noch ein paar Erlebnisse mit einigen Kindern, die meiner Ansicht nach sehr interessant sind. Gleich nach dem Frühstück kam es zu einer Keilerei zwischen Svend-Aage und einem anderen Jungen. Svend-Aage geht immer in einem zerrissenen Hemd und ziemlich schmutzig umher. Als die Keilerei zu schlimm wurde, Svend-Aage fing an mit Steinen auf den anderen Jungen zu schmeissen und da sich alles in der Glasveranda abspielte, meinte ich, dass er gern toben könne, aber nicht in der Veranda, sondern im Garten. Worauf der Junge natürlich sofort auf mich wütend wurde und nun eine regelrechte Schlacht zwischen uns begann. Er warf kleine Steine auf mich, spucke nach mir, was ich erwiderte. Das ging so vielleicht 10 Minuten. Er stand halb hinter einem Zaun versteckt und warf nach mir, und ich stand im Garten und warf auch. Dann kam ein anderes Fräulein und meinte, wir sollten aufhören, weil die zum Trocknen aufgehängte Wäsche so dreckig würde. Svend-Aage ging dann unter die Veranda in die «Höhle», einen beliebten Spielplatz der Kinder und war scheinbar ganz zufrieden. Nach einer Viertelstunde kam er heraus mit einem Teller voll Schmiere, das heisst einem Wasser- und Sandgemisch und fing an, mich nun damit zu beschmeissen. Ich erklärte ihm, dass ich garnichts dagegen hätte, wenn er sich mit der Pampe vollschmiere, aber ich müsste ja noch auf die Strasse gehen und könnte nicht vollkommen verdreckt aussehen. Was er auch verblüffend schnell einsah und verschwand. Nach ein paar Minuten kam er mit einem neuen sauberen Hemd bekleidet wieder zurück.

Der kleine Werner setzte sich auf meinen Schoss und liess sich von mir was vorlachen. Er sagte erst etwas erstaunt: «Du lachst ja immerzu.» «Soll ich nicht?» fragte ich wieder. «Doch.» Erst roch er an mir und sagte: «Du riechst». «Wie», fragte ich, «gut oder schlecht?» «Gut», kam die Antwort. Dann spielten wir ein Spiel, das er ausgedacht hatte. Wir sahen uns erst ganz ernst an und versuchten, das einige Zeit auszuhalten, bis wir beide in ein lautes Gelächter ausbrachen. Ich fragte ihn, warum er denn nicht so richtig laut lache, er solle doch auch die Oberlippe mitlachen lassen. Worauf Werner ganz leise sagte: «Ich habe so hässliche Zähne». Das ist ja nicht wahr», erklärte ich.

Am nächsten Tag passierte folgendes. Die Kinder wollten Wasser zum Planschen haben. Nun ist das da so, dass die Wasserleitung auf dem Hof nur mit einem besonderen Schlüssel geöffnet wird. Nur die Erwachsenen haben jeder einen Schlüssel. Ich gab also den Kindern Wasser. Sie legten damit grosse Seen im Garten an, besonders das Wasserausgiessen machte ihnen ungeheuren Spass. Schliesslich musste ich aufhören, ihnen Wasser zu geben. Vor Wut darüber fingen meine kleinen Kinder an etwas zu tun, wovon sie wohl annahmen,

dass es mich ärgern würde. Sie stellten sich barfuss in den Pfützen auf und fingen an, alle vier Jungs, in die Pfütze zu pissen. Ich sagte garnichts. Und zeigte auch kein Erstaunen.

Später ging ich mit den Kindern in dem Keller, wo ein grosser Sandkasten steht zum Spielen. Dort spielten sie alle sechs erst sehr schön und friedlich. Nämlich Werner, Ole, Poul, der kleine Jörn, Else und Bent. Bent ist 6 Jahre alt, ein blasser, schmächtiger Junge, der immer so tut als wenn er Papa vons Janze wäre. Bei den Grossen kommt er mit dieser Pose nicht sehr weit, aber den Kleinen imponiert es scheinbar immer sehr, wenn er sich mit ihnen ernsthaft abgibt. Sie unterwerfen sich unbedingt seinen Anordnungen und sind ausserordentlich höflich und nett beim Spiel zu ihm. Niemals habe ich z. B. von den Kindern nach Tisch die berühmte dänische Höflichkeits-Formel gehört: «Tak for Mad», wenn sie aber mit Bent «Familie» spielten, sagten sie dies in einem solchen Ernst, dass ich zuerst sehr erstaunt darüber wäre.

An diesem Tag also, nachdem sie erst so friedlich miteinander gespielt hatten, entstand ein Krach zwischen Bent und Werner. Werner fing an, aus irgend einem Grunde Bent beim Sandschaufeln zu stören und der Erfolg war, dass die beiden anfingen sich zu hauen. Nach einer Weile ging ich dazwischen, als es zu gefährlich wurde. Werner wurde darauf auf mich wütend und wollte mich mit einer Müllschaufel schlagen. Ich sagte ihm, dass er mich mit den Händen schlagen solle, wenn er wütend auf mich sei, aber nicht mit der Schaufel. Er stand ein Weilchen unschlüssig vor mir und spielte vor meinem Gesicht mit der Schaufel herum und plötzlich, halb ungewollt bekam ich die Schaufel an den Kopf. Ich sage absichtlich, dass er das bestimmt nicht mit vollem Willen getan hat, dazu ist er noch viel zu schuldbewusst. Jedenfalls hatte ich nun einen so starken Schlag über das eine Auge bekommen, dass ich vor Schmerz anfing zu weinen. Ich konnte mir in dem Moment nicht anders helfen. Ich legte den Kopf auf die Knie und weinte eben, wie jedes der Kinder auch getan hätte. Die Kinder standen schweigend um mich herum. Werner war totenblass geworden. Als einziger kam plötzlich der kleine Jörn zu mir, legte seinen Arm um meinen Hals und fragte leise: «Tut es sehr weh?» Der wilde und an mir bis jetzt völlig uninteressierte Jörn war mit einem Mal warm und menschlich. Als ich mich wieder beruhigt hatte, sagte ich zu dem immer noch wie versteinert dastehenden Werner: «Ich bin Dir nicht böse, aber es hat doch so weh getan. Ich habe Dir doch gesagt, dass Du mit den Händen schlagen kannst, aber nicht mit der Schaufel.» Worauf Werner sich unter einigen Brettern versteckte und erst wieder vorkam, als ich ihm nochmal versicherte, dass ich absolut nicht böse sei. Dann wurde er schnell wieder sehr vergnügt und bat mich, mit Wasser spielen zu dürfen, was er dann auch längere Zeit tat.

Diese Episode scheint für Werner sehr wichtig gewesen zu sein,

denn in den nächsten Tage war er wie umgewandelt. Selbst Frk. Gregersen sagte mir, dass sie Werner garnicht wiedererkenne. Der stille Junge war mit einem Mal laut und so frech geworden. Er schrie mit den anderen Kindern beim Klettern und schimpfte sie und mich aus. Er war also viel gelöster und weniger schuldbewusst als am Anfang. Seine Zärtlichkeit zu mir blieb aber immer noch ziemlich gross. Er kam oft zu mir gelaufen und setzte sich auf meinen Schoss und liess sich von mir deutsche Lieder vorsingen.

An einem der nächsten Tage sagte Werner zu mir, als er mal wieder wütend auf mich war, zwar noch sehr leise: «Ich will Dich wieder mit der Schaufel schlagen!»

Mit dem grossen Ole war es in den ersten Tagen so. Wir waren ausserordentlich gute Freunde, aber sehr ernsthaft. Er war mächtig erwachsen und ich nahm ihn ernst. Wenn ein anderes Kind mich so im Vorbeigehen auf den Hintern schlug, was eine beliebte Methode ist und vieles ausdrücken soll, nämlich: du gefällst mir, ich bin wütend auf dich, weil du mich nicht beachtest, es kann aber auch Ausdruck einer lange geheimgehaltenen Wut sein, dann wurde Ole so rasend wütend, dass das andere Kind sich rasch in Sicherheit vor ihm bringen musste. Meistens setzte es schlimme Hiebe von Ole und ich musste nun wieder meinen kleinen Ritter beruhigen. Ich kriegte allmählich heraus, dass Ole mit seiner ganzen Haltung eine Vater-Thyrannen-Rolle spielte, auch wenn ich nicht dabei war, oder es sich nicht um mich handelte. Er war sehr leicht zu beleidigen und wurde dann sofort rasend. Wenn andere Kinder sich untereinander zankten, fühle er sich berufen da einzugreifen und den, den er für schuldig hielt, zu verdreschen. — einmal fragte ich ihn, wie er es zu Hause gehabt hätte. Da erzählte er mir sehr begeistert von seinem Vater, der immer sehr nett zu ihm sei, aber seine beiden älteren Geschwister hätten ihn immer viel geärgert. Seine Haltung deutete auch darauf hin, dass er nun vieles im Kinderheim austobte, wozu er zu Hause keine Gelegenheit gehabt hatte. An seinen Vater schrieb er eine Zeit lang in vollem Ernst als den «König Christian». Er war in den ersten Tagen zu den Kindern nie anders als strafend und sie anschreiend. Mit der Zeit wurde sein Verhältnis zu mir völlig anders. Er wurde albern, schnitt Geschichter und versetzte mir auch ab und zu einen teils freundschaftlichen Klaps. Gleichzeitig wurde er zu den kleineren Kindern oft sehr zärtlich. Besonders den kleinen Ole, den er früher immer nur verhöhnt hatte, schloss er manchmal ganz plötzlich in die Arme und sah mich dabei strahlend an.

Bent erklärte einmal sehr bestimmt, dass alle Weiber dumm sind. Seiner Meinung nach müssten alle Jungs in einem Haus wohnen und nur erwachsene Männer dürften dort sein und alle Mädels müssten in einem anderen Haus wohnen und nur erwachsene Frauen dürften bei ihnen sein. Ja, das wäre viel besser und vernünftiger. Als ich ihn dann fragte, ob seine Mutter denn so ekelhaft zu ihm gewesen

sei, sagte er wütend: «Halt die Schnauze, das geht Dich nichts an!» Sprachs und verschwand, die Hände in den Hosentaschen, mit wiegenden grossen Schritten. Worauf ihm einige unbeteiligte Kinder nachriefen, er solle sich nicht so wichtig tun.

Am Sonntag vormittag bekam ich den Auftrag, mit meiner Bande grüne Erbsen zu schälen. Das ging zunächst ganz gut. Aber Tove war dabei und fing an zu stänkern. Tove ist Frk. G.s «schlimmstes» Kind. Sie ist die älteste im Heim, 13 Jahre alt, ausserordentlich intelligent und unglaublich frech. Sie spielt immer «Junge sein». Ich hatte ihr und ihrem Freund, der ihr an Frechheit nicht nachsteht, gleich am ersten Tag damit imponiert, dass ich mindestens genau so schrill und laut Schlager pfeifen und gröhlen konnte wie sie. Ihre sanften Neckereien wie, ganz nebenbei einem ein Bein stellen oder irgendwas ins Gesicht schmieren wurden auch immer prompt und sachlich von mir erwidert. Das schuf dann schnell ein Verhältnis der Gleichberechtigung. Also Tove fing an diesem Sonntag an den andern Kindern die bereits geschälten Erbsen aus den Schüsseln zu klauen und sie zu essen. Die Kleineren machten das natürlich nach. Es gab Krach. Else, das Mädchen mit dem Tatterich, organisierte bei dieser Gelegenheit eine Verschwörung zusammen mit Werner gegen mich. Werner und der kleine Ole gingen mit Else dann in den Garten und zeigten ihr ihren Penis und pissten im Garten auf den Boden. Dann nahm Else Bent mit aufs W. C. Beim Mittagessen wurde Bent plötzlich sehr zärtlich zu mir, kam an und legte sich quer über meinen Schoss, alle anderen, auch die Erwachsenen, standen zufällig um uns herum. In dem Moment als Bent so lag, mit dem Kopf nach unten, kullerten aus seinen Taschen eine Masse grüner Erbsen, die er am Vormittag hatte mitschälen helfen. Es war eine schrecklich peinliche Situation. Erst waren alle still vor Erstaunen und Schreck, Bent kniete auf dem Boden, feuerrot im Gesicht, und versuchte die Erbsen aufzusammeln. Dann brach ein wahrer Sturm von Seiten der Kinder los. «Nein, seht wie er geklaut hat, alle Taschen voll!» Und die, die vorher auch geklaut hatten, schrien jetzt am lautesten. Frk. Gregersen und ich sahen uns leise lächelnd an und keiner von uns sagte etwas. Der Junge tat mir aber so leid und ich streichelte ihn ein bischen. Dann später sagte ich zu ihm: «Du, das war aber sehr dumm von Dir, dass Du alle in der Tasche hattest». Worauf er mich ganz überrascht ansah. Zu Tove meinte ich dann, dass sie doch eigentlich gar keinen Grund hätte, sich so schrecklich moralisch zu gebärden, worauf sie wütend abzog. Ich ging dann nach Hause und Bent kam mit heraus und wir besprachen den Fall nochmal. Ich stellte so nebenbei fest, dass sich Frk. G. in dieser Geschichte eigentlich sehr anständig benommen hätte, sie wäre doch ganz still gewesen, was er auch sofort anerkannte. Wir trennten uns als sehr gute Kameraden.

Tove klaute von mir beim Weggehen eine Zigarette und als ich

sagte, dass sie sie behalten könne, bat sie mich, es nicht Frk. G. zu sagen. Ich versprach das. Als ich am nächsten Morgen wieder in das Kinderheim kam, erzählte Tove mir heimlich, dass Bent 2 Kr. von Frk. H., der Wirtschafterin geklaut hatte, dafür Süssigkeiten kaufte und an verschiedene Kindern verteilte. Ich fragte sie, was denn nun werden solle. Sie wusste es selbst nicht. War sehr sorgenvoll und meinte, dass das beste wäre, wenn man wieder soviel Geld zusammenbekäme, dass man es wiedergeben könnte. Am besten natürlich heimlich wieder hinlegen. Sie fragte mich, ob ich auch «dicht halten» würde, was ich versprach. Ich war nun in einer gewissen Klemme. Sollte ich Frk. G. diese Geschichte mitteilen, sie war ja schliesslich die Leiterin usw. Ich tat es nicht. Ich wollte das Vertrauen der Kinder nicht verlieren und ausserdem war ich sehr neugierig, wie sie das wieder in Ordnung bringen wollten. Ich hatte Tove gegenüber keinerlei «moralische» Bedenken über die ganze Angelegenheit geäussert, sondern nur gesagt, dass es sich ja nun scheinbar nicht recht gelohnt hätte, wegen der paar Bonbons, die jeder von ihnen bekommen hatte, soviel Angst auszustehen. Tove gab mir Recht. Nach einer Weile kam sie wieder an und begann mich auszufragen, wieviel Geld ich wohl verdiente. Ich wusste erst nicht wo sie hinaus wollte. Erklärte ihr aber so ungefähr meine Verhältnisse, worauf sie entzückt ausrief: «Ja, aber, dann kannst Du uns doch 2 Kr. geben, dann ist doch alles wieder gut.» Das konnte ich nicht, versprach ihr aber, wenn es ihnen garnicht anders gelingen sollte, das Geld wieder zusammenzubekommen, dann wollte ich ihnen mit 50 Öre helfen. Tove hatte mir nämlich erzählt, dass sie am Sonntag ihre Eltern besuchen wolle und sie um etwas Geld bitten würde. Vielleicht könnten auch die andern Kindern mit je 10 Öre mithelfen. Über meine eventuelle Hilfe war Tove sehr entzückt und schob ab. Nach kurzer Zeit kam der grosse Ole an und sagte sehr ernsthaft und erwachsen zu mir: «Ist das wahr, dass Du uns helfen willst mit 50 Öre?» «Ja», sagte ich. Ich hatte das Gefühl, dass er mich plötzlich in einem ganz neuen Licht sah. Das alles hatte sich kurz nach dem Frühstück abgespielt und ich ging dann mit meinen Trabanten, «den Kleinen» in den Garten.

Das Haus hat eine Veranda mit einer Treppe, die in den Garten führt und unter dieser Veranda und der Treppe spielen die Kinder immer sehr gern. An diesem Vormittag hatte sich da eine Gruppe etwas grösserer Kinder eingenistet und ich richtete es immer so ein, dass ich ihnen nicht im Wege war, hielt mich weiter hinten im Garten auf und kümmerte mich nicht um das, was an und unter der Veranda vor sich ging. Nach etwa einer Stunde wurde ich von dort gerufen und als ich hinging, sagten die Kinder, dass ich unter die Veranda zu ihnen kriechen solle. Das tat ich. Zwei von meinen Kleineren sollten nicht mitkommen. Ich musste mich setzen. Jetzt sah ich mir die Versammlung erst mal richtig an. Da sassen Tove, der

grosse Ole, Bent und noch zwei Jungs, alle mit sehr ernsten und feierlichen Gesichtern. Ich kam mir vor wie in einer Verschwörersitzung. Tove war Wortführer und fragte mich, ob ich auch wirklich nichts von den gestohlenen 2 Kr. weitersagen wolle. Alle sahen mich gespannt an. Ich erklärte, wenn ich einmal etwas versprochen habe, so halte ich das auch, darauf Tove: «Gut, wenn Du auch mal was hast, was nicht weitergesagt werden soll, werden wir auch das Maul halten», die andern nickten beifällig. Ich war sehr gerührt. Dann redeten wir hin und her über die Angelegenheit und zum Schluss brachte ich den Vorschlag, dass Bent in Zukunft nicht mehr klauen solle, denn es hatte sich ja nun gezeigt, dass sie alle seit zwei Tagen in Angst schwebten für ein nicht sehr grosses Vergnügen, kurz und gut, ich meinte, dass es sich nicht gelohnt hätte. Alle, auch Bent, nickten ernsthaft und zustimmend. Damit war die Sitzung beendet und ich kroch wieder heraus. Nach ein paar Minuten stürzte Tove heraus und auf mich zu, fiel mir um den Hals und fragte mich, ob ich die Zigarette wiederhaben wolle, die sie mir geklaut hatte, nein, das wollte ich nicht. «Dann sollst Du meinen Dolch haben», sagte sie und gab mir einen von ihr selbst geschnitzten Holzdolch. Ich wusste das richtig zu würdigen, denn diese Dolche, die die Kinder sich selbst machen, sind ihnen gradezu heilig.

Am nächsten Morgen beim Frühstück machte Tove mir heimliche Zeichen, aus denen ich entnahm, dass die Geldgeschichte entdeckt worden sei. Wir sprachen nachher darüber und Tove erzählte, dass ein Junge (der am vorigen Tag nicht bei der Sitzung dabeigewesen war) geklatscht hätte und der Erfolg war, dass sie allesamt am Nachmittag in die Betten gehen mussten. Frk. G. war natürlich sehr böse gewesen.

Ich habe schon erzählt, dass eines Sonntags Else aus Wut auf mich eine Verschwörung gegen mich zu organisieren begann. Sie hetzte die Jungs aus meiner Gruppe bei den harmlosesten Gelegenheiten gegen mich auf. Schlug ich irgend etwas vor, bestimmt war Else dagegen und zwar mit einer triumphierend höhnischen Art. Das ging aber alles ganz offen zu. Zum Beispiel unterhielten sich meine Kinder bei Tisch in meiner Anwesenheit darüber, wer für mich und wer gegen mich sei. Für mich sein bedeutete also gegen Else sein. Werner und Poul waren meistens für Else, der kleine Ole dagegen war oft gegen Else wofür er von ihnen dann meistens sehr geärgert wurde. Schliesslich wurde die Geschichte mir zu bunt und ich fragte Werner und Else, warum sie denn gegen mich seien, worauf ich zur Antwort bekam: «Weil wir uns unsern Tissemand zeigen». Ich sagte darauf, dass ich doch garnichts dagegen hätte, wenn sie sich ihren Tissemand gegenseitig zeigten. Else wurde sehr bedrückt und von dieser Stunde an war die Verschörung vorbei. Die Jungs hatten wieder ein vernünftiges Verhältnis zu mir, nur Else ging zerdrückt umher und war wieder sehr allein bei ihren Spielen. Ich will hier

hinzufügen, dass ich mich fast immer völlig passiv den Spielen der Kinder gegenüber benahm, ihnen sehr selten ein Spiel vorschlug, nur dann, wenn ich merkte, dass sie sich schrecklich langweilten, was natürlich sehr selten vorkam.

An diesem Tag spielten meine Kleinen und Svend-Ole (8 Jahre) im Garten «Familie» d. h. sie bauten aus Brettern und Decken eine Hütte und Else stand mitten im Garten und machte mit einer Harke die Erde locker. Auf meine Frage erklärte sie, das sei das WC und richtig kamen auch gleich Werner und Poul und Ole an und pissten auf diese Stelle. Else freute sich mächtig. Ich wusste nicht, wie die andern Erwachsenen im Hause sich zu diesen Spielen stellen würden und war bange, dass sie die Kinder anfahren würden und schlug darum vor, dass sie das WC in einer Ecke an der Veranda einrichten sollten. Else war erst wütend, aber die andern Kinder gaben mir Recht, denn ich hatte als Grund angegeben, dass sie dort ungestörter seien.

Werner, Ole, Poul, Else und ein grösseres Kind gehen mit mir eines Tages spazieren und auf allgemeinen Wunsch gehen wir zur Brandstation. Werner sitzt auf meinem Schoss und fängt an ganz offen zu onanieren wobei er am Daumen lutscht. Ich bin etwas ratlos, versuche erst meine Arme so zu halten, dass es nicht von den herumstehenden Feuerwehrleuten gesehen wird, schliesslich sage ich leise auf deutsch zu Werner: «Weisst Du, ich würde Dir raten, hier nicht an Deinem Tissemand zu spielen, sieh mal die Männer da sind so dumm, die könnten kommen und Dir sagen, dass man das nicht darf. *Ich meine, dass man das darf*, aber sei lieber vorsichtig damit vor Fremden. Es ist besser, wenn du es zu Hause tust.» Er hört auf zu onanieren und sieht mich ein wenig betroffen an. Ich konnte doch nicht anders in dieser Situation. — Nachdem wir uns alles angesehen hatten gingen wir noch in einen Park und dort kommt Poul plötzlich auf mich zugestürzt und schreit schon von weitem: «Ich muss pissen, ich muss pissen», und knöpft auch schon die Hose auf und fängt an auf den Weg zu pissen. Die andern Kinder sehen das und müssen natürlich auch gleich. Ich habe meine Mühe, ihnen zu erklären, dass man hier im Park leider nicht so ohne weiteres pissen könnte, weil sich die grossen Leute darüber aufregten, aber sie sollten man in die Büsche gehen. Das taten sie auch. Das alles geschah von den Kindern mit der grössten Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit.

Am letzten Tag, den ich im Kinderheim war, passierte folgendes. Ich war mit meiner Gruppe im Garten und hatte zum ersten Mal einen Rock an, statt wie sonst Strandhosen. Ich sass auf einer Bank und hatte die Beine von mir gestreckt und meine Kinder standen um mich rum. Plötzlich legt sich Poul vor mir auf den Boden und guckt mir unter den Rock und sagt: «Nä, ich kann Deinen Hintern sehen!» «Na sowas», sag ich. Er war ganz hingerissen, erzählte den Kindern,

wie gross mein Hintern sei. Jedes von ihnen kam nun und wollte meinen Hintern auch sehen. Schliesslich sagte ich, nun hätten sie ihn wohl genug betrachtet. «Nein, wir wollen Deinen Tissemand sehen.» «Ich habe keinen Tissemand.» «Doch, alle Menschen haben einen Tissemand», erklären alle Jungs und auch Else mit grossem Nachdruck. Ich erzählte ihnen dann, dass nur die Jungs und die Männer einen Tissemand hätten, dagegen alle Mädchen und Frauen statt dessen ein Loch und das wäre für beide Teile sehr schön. «Ja, aber womit pisst ihr denn dann, wenn ihr nur ein Loch habt?» fragte Ole. Ich erklärte ihnen, dass die Mädchen zwei Löcher hätten, ein grosses und ein kleines, wo die Pisse rauskommt. Sie hielten noch eine ganze Weile an der Behauptung fest, dass auch Frauen einen Penis hätten und als ich sie fragte, woher sie das denn wüssten, sagte Ole sehr bestimmt, von seiner Mutter. Ja, er hätte das gesehen. Ich wunderte mich darüber und erzählte, dass *meine* Mutter keinen Tissemand gehabt hätte. Woher ich denn das wüsste? fragten mich alle erstaunt. «Das habe ich gesehen», erklärte ich. Sie wurden sehr nachdenklich. Else war natürlich am aufgeregtesten darüber — dass sie keinen Tissemand haben sollte, zog die Hose herunter und zeigte ihn mir, sie meinte den Kitzler. Ich beruhigte sie und erklärte ihr, dass ich es zum Beispiel sehr hübsch fände, ein Mädchen zu sein auch ohne Tissemand und dass das, was sie bei sich dafür hielte, grossen Spass mache.

Nachdem waren die Kinder noch lange mit dem Thema beschäftigt und zum ersten Mal seitdem ich im Kinderheim war, war Poul der immer oppositionelle Junge sehr nett zu mir. Er band meine Schuhe auf und zu und war zärtlich zu mir. Es tat mir so unendlich leid, dass ich grade jetzt die Kinder verlassen musste.

Bericht einer norwegischen Mutter

(Erwiderung auf die Stellungnahme in der letzten Nummer)

Aus der Besprechung meines Berichtes in dieser Zeitschrift (Bd. 4. H. 3) geht deutlich hervor, dass der Bericht allzu kurz und zusammengedrängt war. Sonst wären die Missverständnisse des Besprechers nicht möglich gewesen. Zwei Umstände hatten mich aber zu der gewählten Darstellungsform verleitet. Erstens bekam ich die Aufforderung, (dabei meine ich mit Aufforderung nicht einen Befehl, wie es der Besprecher zu tun scheint, sondern mehr Aufmunterung) ein paar von meinen Beobachtungen bei den Kindern einzusenden mit der Bemerkung, dass ich das einfach niederschreiben könnte. Für

passende Form und Auswahl wollte die Zeitschrift sorgen. — Zweitens wollte ich Rücksicht auf die Kinder nehmen. Ich wünschte nicht, dass sie nach meiner Beschreibung erkannt werden könnten.

Wenn man glaubt, ich wollte einfach vom Spielen der Kinder schlechthin sprechen, so gibt ja mein Bericht ein verzerrtes Bild. Ich glaubte, es müsse von selbst aus meiner *Auswahl* hervorgehen, dass die einzelnen Beispiele alle etwas gemeinsam haben: es gibt für diese Kinder eine Reihe von Verboten verschiedenster Art auf der einen, und die Möglichkeit, sie ungestört im Freien zu übertreten auf der anderen Seite.

Eine der schwierigsten Fragen scheint mir die Rivalität unter den Geschwistern zu sein. Wenn die Kinder Steine werfen oder sich schlagen, so glaube ich, dass sich da gegen fremde Kinder die Aggression äussert, die die Mutter dem Bruder gegenüber hemmte. Dies scheint mir aus dem zeitweisen Ausschliessen eines Kindes aus der Gemeinschaft besonders deutlich hervorzugehen. — Aber *kein* Kind ist dauernd «unbeliebt». Die Zwistigkeiten sind meist nach Verlauf von kurzer Zeit überwunden und vergessen.

Zur Tierquälerei muss ich besonders kommen, weil der Ausdruck von mir falsch gewählt war. Die Kinder quälen nicht, sondern sie *vernichten* kleine Tiere. Sie treten Käfer, Raupen und schlagen Mücken, Fliegen und Schmetterlinge tot. Ich dachte mir, dass das auch zu dem Geschwisterkomplex gehören könnte. Man muss sich aber nicht etwa denken, dass das eine Beschäftigung der Kinder sei, etwas, das sie systematisch vornähmen. Es fällt den Kindern ab und zu ein, einen Käfer, den sie laufen sehen, totzutreten. — Aber auch der seltene Fall muss uns ja Gedanken machen. Wenn ich die Kinder fragte: warum tust du das, der Käfer hat dir ja nichts getan?, so wussten die Kinder darauf nie eine Antwort zu finden. Über *Tierquälerei* habe ich nur von zwei Kindern gehört. Beide sind die jüngsten unter drei Geschwistern. Beide werden von einem älteren Bruder sehr viel geneckt und gestört. Der Junge, hörte ich, hat Steine nach einem Igel geworfen, das kleine Mädchen (4 Jahre alt) hat Käfern und Fliegen die Beine ausgerissen.

Nun möchte ich aber mit der Frage kommen, die eigentlich unter meinem Bericht hätte stehen sollen, denn sie ist der rote Faden, der durch alle meine Beispiele gehen sollte: *Wie* wirkt dieser Zwiespalt auf die Kinder? Können wir glauben, dass sie aus dem Ausleben dieser Impulse wenigstens Vorteile für sich selbst und ihre eigene Entwicklung ziehen? Ich glaube selbst, dass man die Frage mit ja beantworten muss. Zu Haus bekommen die Kinder die guten Lehren, Rücksicht auf die Geschwister zu nehmen, Essen, Spielsachen und Spiele miteinander zu teilen. Draussen versuchen sie, sich über diese Lehren hinwegzusetzen und . . . sehen, dass das häufig nicht ohne Schmerzen für sie selbst abgeht. Sie sind dabei wechselnd einmal der Verunrechtigte, und einmal der, der das Unrecht tut. — Wenn

ich meine Kinder hier mit den Kindern des Grosstadtkindergartens vergleiche, so muss ich feststellen, dass sie den Grosstadtkindern bei weitem überlegen sind in Bezug auf soziale Ordnung im Spiel, Selbstbewusstsein, Frische und Unmittelbarkeit. Ich hatte des nachmittags das Gefühl, dass sie zufriedene und sehr dankbare Gäste bei mir waren.

Wenn wir nun zu dem Zeichnen der Kinder kommen, so muss ich zunächst sagen, dass der Ausdruck Kindergarten auch nicht korrekt war. Er war wenigstens nicht gemeint im Sinne des deutschen Kindergartens. Die Bezeichnung sollte mir die Beschreibung ersparen, dass die Kinder durch mehrere Monate hindurch (Herbst und Winter bis zu Weihnachten) täglich oder fast täglich in den Nachmittagsstunden zu mir kamen, wenn es draussen dunkel war. Ich kann sie da beobachten, aber mein Einfluss auf sie in diesen zwei oder drei Nachmittagsstunden muss doch vom Besprecher nicht überschätzt werden.

An jenem Nachmittag hatten sie also die Geschichte vom Widder, Schwein usw. gehört, die sich im Wald ein Haus bauen. *Alle* Kinder waren gekommen, um das Märchen zu hören, und alle *wollten* das Märchen illustrieren. Auch die beiden Schulkinder wollten das, sie holten sich an dem Tage meine besondere Erlaubnis; ich hatte eigentlich keinen Raum für sie.

Ich weiss nicht, weshalb der Besprecher den Ausdruck «moralisches Entsetzen» wählt, er ist meiner Meinung nach unberechtigt. Ich glaubte es müsste erwähnenswert sein, dass die Schulkinder besonders gehemmt waren. Während ihre um ein und zwei Jahre jüngeren Geschwister, die ja denselben Erziehungseinflüssen unterliegen, sich ohne Zögern an die Arbeit machten und Bilder zeichneten, mit denen sie selbst zufrieden waren, sassen die Grossen da und wollten und konnten nicht. Da muss wohl die Schule einige Schuld haben. Die *Schul*kinder zeichneten an jenem Abend zum ersten Mal bei mir. Später ging es bedeutend leichter und besser mit ihnen.

Vor ein paar Tagen kamen die Kinder zu mir und fragten, ob sie nicht bald wiederkommen könnten. Wenn sie von selbst und nach Verlauf eines Jahres mit dieser Frage an mich herantreten, so kann ich kaum glauben, dass ich ihre Hemmungen befestigt habe. — Ich verstehe übrigens den Einwand sehr gut, glaube aber, dass er daraus folgte, dass ich unter Aufforderung etwas anderes verstand als der Besprecher.

Was den «Schweinemann» anbelangt, so liegen da mehrere ganz wesentliche Missverständnisse vor. Zum Teil sind sie wieder eine Folge meines allzu knappen Berichtes. Ich muss also hervorheben, dass die kleinen Kinder vorher öfter bei mir gezeichnet hatten. Dabei waren auch einmal ähnliche Figuren wie die meinem Bericht beifolgende entstanden. Sie waren freilich komplizierter, ausdrucksvoller. Die *anderen* Kinder nannten ihre Gebilde «Mann», «Troll-

mann» und «Trollvater». Ich muss auf das bestimmteste ablehnen, dass diese Zeichnungen einfache sexuelle Darstellungen sein sollten. Keiner machte auf die Tatsache, dass ihrem Mann der Penis nicht fehlte, aufmerksam, keiner lachte, keinem fiel etwas auf. Das war scheinbar ganz natürlich.

Das, worauf ich hinweisen wollte war, dass dieses eine Kind, das im Hause und zusammen mit Erwachsenen so artig ist und «wohlerzogener» als alle anderen erscheint, ihr Gebilde «Schwein» nannte, während sie eine Art Schema von einem Mann zeichnete. Auch dieses Mädchen hatte, wenn ich ihren Worten glauben sollte, die Absicht, das Märchen zu illustrieren und blieb nun bei den Tieren stecken mit den Worten: Tiere kann ich nicht zeichnen. Sie wollte aber die Aufgabe nicht liegen lassen. Ich schlug ihr dann das Schwein vor, weil die Kinder den Schweinen draussen oft zusehen. Im Kindergarten fertigten wir einmal kleine Schweine aus gehäkelten Schläuchen an, die wir mit Watte füllten, an beiden Enden zubanden und mit vier Streicholzbeinen versahen. Mein Vergleich sollte kindlich sein (so lernten wir es auf der Schule). Er war es vielleicht nicht. — Wenn ich mit weiteren Aufschlüssen käme, könnte ich wohl die «Explosion» und deren Erwarten aufklären. Ich wünschte das aber nicht zu tun und lasse also die «Suggestion» getrost auf mir sitzen. Ich will aber sagen, dass ich mir wohl bewusst bin, dass Forcieren oder Hervorlocken von sexuellen Impulsen ganz besonders unter heutigen Verhältnissen schädlicher sein müsste als selbst direkte Hemmungen. Ich suche beides unbedingt zu vermeiden. Die «*Meinung*», die mir der Besprecher hier unterlegen will, geht nicht aus meinen Worten hervor. — Es ist auch eine Frage, wie der Besprecher zu dem Sprung von Wurst zu Penis kommt anstatt von Schwein zu Mann. (Das Kind hatte ja einen *Mann* und nicht einen Penis gezeichnet.) —

Wir wissen doch alle, warum Rolf sein Glück nicht unmittelbar geniessen und äussern kann. Er wächst in einer sexualentfremdeten Gesellschaft, er wächst in einer kleinbürgerlichen Familie auf. —

Der Widerspruch bei dem vierjährigen Jungen existiert nicht. Der Besprecher kann sich bei genauem Nachlesen selbst davon überzeugen, dass er meinen Text falsch gelesen hat. Diese Tatsache allein verrät zur Genüge, dass mein Beitrag nicht mit Wohlwollen gelesen wurde.

Sexualpolitische Umschau

DÄNEMARK

Der IX. Internationale Kongress für Psychotherapie

Aus Kopenhagen wird uns berichtet:

Vom 2.—4. Oktober tagte in Kopenhagen der 9. Internationale Kongress für Psychotherapie. Es waren ca. 100 Teilnehmer anwesend, vorwiegend Skandinavier und Deutsche. Das übrige Ausland war nur schwach vertreten. Von den Deutschen kamen Vertreter aller Richtungen unter Leitung von Prof. Göring. Das wissenschaftliche Niveau des Kongresses war viel tiefer als das der früheren Psychotherapeutenkongresse. Das machte sich besonders am ersten Kongresstag geltend, dessen Thema war: «Psychotherapie und allgemeine Praxis». Ausser den Vorträgen von Allendy und E. B. Strauss bedarf dieser Tag keiner Erwähnung.

Wesentlich interessanter war der 2. Tag, dessen Thema lautete: «Die Lehrbarkeit der Psychotherapie». Van der Hoop und Bjerre hielten die Hauptreferate. Van der Hoop ging dabei hauptsächlich auf die Forderungen ein, die man an den Psychotherapeuten zu stellen habe und er kam zu dem Schluss, dass der Psychotherapeut ein Individualist sein müsse, der Verständnis haben müsse für die Ideale der andern. Er prägte seine Forderung in die Worte: der Diktator sei für die Masse, zur Therapie brauche man den liberalen Menschen. Ausserdem wehrte er sich gegen die Benutzung der Therapie zur Propoganda für Einzel- oder Kollektivideale.

Besonderes Interesse erregten die Vorträge der deutschen analytischen Gruppe, die von Böhm, Müller-Braunschweig und Schultz-Hencke vertreten war. In seiner Weise sehr gut war der Vortrag von Müller-Braunschweig, der von den Gegensätzlichkeiten des Lebens ausging: von Körper und Geist, von der Frage: kausal — final, von der Einordnung aller psychischen Ergebnisse in die historische und entwicklungsgeschichtliche Forschung, und von der Frage, ob die Psychologie eine Natur- oder Geisteswissenschaft sei. Bemerkenswert ist, dass Müller-Braunschweig immer wieder betonte, die körperliche Grundlage der Psychologie sei der Trieb, den er allerdings nicht in der Einheitlichkeit erfasst wie *Reich*.

Kühnel berichtete über: «Tiefenpsychologischer Persönlichkeitswandel im autogenen Training». Er hatte das Training auch in einem Fürsorgeheim angewandt und damit erreicht, dass die Jugendlichen sich zum ersten Mal mit ihrem Innenleben beschäftigten. Nach dem Training waren sie jeweils viel aufgeschlossener und bereit, mit dem Arzt über ihre Erlebnisse zu sprechen. In der Privatpraxis hatte er beobachtet, wie das Training starke Affekte zu Tage förderte.

Ein von einem Jungschüler gebrachter Fall zeigte die ganze Mystifizierung der Jungschule in aller Deutlichkeit. Die Zeichnungen, die der Jungianer Prof. Schmaltz vorwies, wirkten nicht überzeugend, da sie alle ganz in derselben Art waren, obwohl sie von sehr verschiedenen Personen stammten.

Selbstverständlich gab es eine lebhafte Diskussion über den Vortrag von van der Hoop, denn man war sich klar darüber, dass Prof. Göring die Meinungen van der Hoops nicht unbeantwortet lassen würde. Er wies denn auch mit ziemlichem Affekt den Vorwurf zurück, dass man dem Neurotiker etwas ihm Fremdes aufdrängen würde. Er appellierte sonst an die Tatsache, dass Deutschland wieder seine Ideale habe und dass der Einzelmensch hinter das Wohl des Volkes zurückzutreten hätte.

Später kam es noch zu einer sehr lebhaften Auseinandersetzung zwischen einigen deutschen Analytikern und Jung. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Jungschen Fälle eben an einer gewissen Unklarheit in der Darstellung litten und

man schlug vor, sich konkreter über die Stellungnahme zu Freud zu unterhalten. Jung wies das auch noch einmal in einer späteren Diskussion zurück und entwickelte dabei sehr ausführlich seine persönliche Stellung zu Freud und die Differenzen, die zum Bruch mit Freud geführt hatten.

Das Wesentlichste an diesem Kongress war eigentlich nicht der wissenschaftliche Inhalt, sondern die Tatsache, dass dieser Kongress vielmehr aus der reinen «geistigen» Atmosphäre in die Nähe des lebendigen Geschehens gerückt war. Auch alle die, die bisher einen Zusammenhang von Wissenschaft und Politik abgelehnt hatten, mussten sich überzeugen, dass dieser Kongress der «unpolitischen Wissenschaftler» ganz unter dem Einfluss der Politik gehalten war und seine spezielle Prägung gerade dadurch erhielt. X.

Spanische Kinder in Ordrup

Seit 3 Wochen ist die hiesige Rechtspresse voll von Greuelnachrichten über die spanischen Kinder. «Sie sind Banditen, Räuber, Diebe — kurz und gut — Kommunisten.» So die Rechtszeitungen. Ab und zu erscheint ein kleinerer Artikel in «Politiken», der zeigt, dass die Kinder im Grunde ganz artig sind, so z. B. beim Fussballspiel oder im Schwimmbad, von einigem Krach abgesehen, den man ihrem südlichen Temperament zuschreibt.

Ich will nun hier meine Beobachtungen bringen. Sowohl «Berlingske» und «Nationaltidende» wie «Politiken» haben Recht und Unrecht mit ihren Behauptungen. Nehmen wir zuerst einmal «Berlingske». Da steht also dauernd, dass die Kinder jeden Tag beinah meutern, nämlich den hohen Bretterzaun wieder runterreissen oder Fensterscheiben zertrümmern, Äpfel stehlen usw. Ja, aber kein einziges Mal steht da, *warum* die Kinder das wohl tun. Weil sie Kommunisten sind? Was für eine lächerliche oberflächliche Antwort. Haben sich die Schreiber solcher Artikel einmal die Mühe gegeben die Kinder anzusehen oder gar mit ihnen zu arbeiten? Haben sie sich einmal überlegt, was das für Kinder sind und was sie erlebt haben? Wir lesen hier seit vielen Monaten fast täglich in den Zeitungen über die Grausamkeiten, die in Spanien passieren. Wir lesen es und vergessen es wieder. *Aber diese Kinder haben das alles erlebt!*

Man hat sie aus der Hölle Santander befreit, hat sie erst nach Frankreich, dann hierher nach Dänemark gebracht. Sie bekommen hier Essen, Kleider, Betten, etwas Spielzeug. Sie sind untergebracht in einem grossen Schulgebäude, das eher einem Gefängnis gleicht. Gleichgültige, uninteressierte und ungeschulte Menschen sind bei ihnen, die sie nicht verstehen. Wenn man zufällig spanisch kann, ist das ja noch lange kein Beweis, dass man für Kinderarbeit geeignet ist, besonders noch für Arbeit mit solchen Kindern. Alle Erwachsenen, die ich da draussen gesprochen habe und die schon 3 Wochen mit den Kindern zusammen waren, fanden die Kinder einfach unmöglich. «Diese Kinder brauchen eine strenge Disciplin», wurde mir erklärt, und «sie wollen nicht arbeiten, Südländer arbeiten alle nicht gern», «sie wollen immer nur spazieren gehen», «sie sind so frech» u. s. w., das alles bekam ich zu hören, als ich nach den Kindern fragte.

Wir, drei Mädels vom Montessori-Kursus für Kleinkindergärtnerinnen, gingen raus nach Ordrup, um die Kinder beschäftigen zu helfen. Und das gelang uns grossartig, obgleich keine von uns spanisch kann. Wir gaben ihnen Farbstifte und Papier, Wasserfarben und Lehm zum Modellieren und Laubsägen und Brettchen zum Arbeiten. Dabei sahen wir, wie intensiv diese Kinder sich beschäftigen können, wie intelligent sie sind.

Beispiele für *freiwillige Selbstdisziplin*, die ich oft bei meiner Arbeit mit diesen Kindern erlebt habe, will ich etwas später bringen. Jetzt will ich erst noch auf die Argumente der Rechtszeitungen eingehen.

Warum reissen die Kinder den hohen Bretterzaun herunter?

Jedesmal, wenn ein Kind von einem Erwachsenen geschlagen wurde, gingen seine Kameraden und rissen den Zaun weg, oder schlugen ein paar Fensterscheiben in Stücke.

Warum stehlen die Kinder Äpfel? Weil sie kein Obst bekommen.

Warum «stehlen» sie Fahrräder?

Weil es lebhafte, «unmoralische» Kinder sind, die, weil niemand sie richtig zu beschäftigen weiss, sich selber Beschäftigung suchen, so gut sie können. Weil sie alles untersuchen wollen und sehen wollen wie es geht. Jedes Auto, jedes Motorrad möchten sie am liebsten auseinandernehmen. Sie tun das alles nicht aus Zerstörungswut, sondern aus Wissbegier. Hätte man diesen Eigenschaften der Kinder gleich von Anfang an Rechnung getragen, hätte man ihnen neben den vielen andern Dingen z. B. 20 alte Räder zur Verfügung gestellt, wären die vornehmen Bewohner Ordrups nicht so viel behelligt worden.

«Politiken» hat mit seinen halb entschuldigenden Artikeln auch nicht Recht, denn diese Kinder sind eben *nicht artig* und sind auch keine Banditen oder Räuber. Sie sind *freie Kinder*.. Was heisst das? Sie haben einen eigenen Willen, auch die ganz kleinen. Sie haben Selbstdisziplin, wenn sie einsehen wofür und sie fühlen sich verantwortlich für einander.

Alle diese Eigenschaften sind sonst als grosse Tugenden bekannt, besonders in den männlichen bürgerlichen Jugendbünden aller Länder sind sie das Ideal. Warum nicht bei diesen Kindern? Weil sie von sich aus so sind und infolgedessen kritisch den Erwachsenen gegenüberstehen. Dagegen tun sie alles, was ihnen interessant und zweckmässig erscheint. Ich habe viele Fälle erlebt, wo die wildesten und unbändigsten Kinder freiwillig zur Arbeit gekommen sind und sich intensiv damit beschäftigen konnten. Ich habe gesehen, wie die Kinder sich freiwillig gewaschen haben und freiwillig aufräumten, selbst dann, wenn andre die Unordnung gemacht hatten. Ich will diese Fälle jetzt näher beschreiben.

Beim Malen fingen zwei Kinder etwas Streit miteinander an und das eine bekam dabei Farbe an den Hals geschmiert. Das war ihm so unangenehm, dass es zu weinen anfing. Dieses Kind und noch zwei andre, die schmutzige Hände hatten, gingen mit mir still und friedlich über die langen Korridore und Treppen zum nächsten Waschraum. Sie wuschen sich und da das Waschbecken ziemlich schmutzig war, zeigte ich ihnen, wie man das mit einem Lappen und etwas Seife wieder sauber bekommt. Der eine kleine fünfjährige Junge übernahm diese Arbeit mit Vergnügen und als ich nach einer viertel Stunde wieder an dem Waschraum vorbeikam, war das Becken fein sauber.

Ein anderes Kind ging mit mir neues Wasser zum Säubern der Tische holen, dann wischte es mit mir zusammen den Tisch und als ein anderes Kind vorbeikam und es stören wollte, schlug es wütend mit dem nassen Lappen nach ihm.

Wieder ein anderes Kind ist mit Malen beschäftigt. Plötzlich sieht es auf der Erde einen grossen nassen Farbfleck, den ein anderes Kind gemacht hat. Es nimmt stillschweigend Papier und fängt an den Fleck fortzuwischen. Ich sehe das und gebe ihm einen Lappen und Wasser und zeige ihm wie man den Lappen erst nass und dann trocken benützt. Er versteht das sofort und arbeitet nun still und intensiv.

Man muss gesehen haben, mit welchem Ernst und mit welcher Gründlichkeit die kleinen 9—12-jährigen Mädchen die Tische im Speisesaal sauber machen, den Fussboden fegen, ja sich um die Besen und Lappen beinah schlagen.

Ich will mit diesen Beispielen zeigen, dass diese Kinder aus *eigenem Willen* zu denselben Arbeiten und Leistungen bereit sind, wie Kinder hier im allgemeinen erst durch einen gewissen Zwang. Ich meine, dass es zwei Möglichkeiten gibt, Kinder zu sozial notwendigen Arbeiten zu bringen.

1) Die in der Mehrzahl angewandte Methode, das Kind körperlich oder moralisch zu zwingen. Dann tut es die Arbeit mit der allergrössten Unlust und infolgedessen auch nicht so gut wie es könnte.

2) Man gibt dem Kind eine grosse Freiheit der Entwicklung, sowohl körper-

liche wie auch geistige und *leitet* vom Spiel über in «Arbeit». Dabei muss man eben eine Eigenschaft besitzen, ohne die man nie Erfolg bei der Kinderarbeit haben wird. Man muss sich in das einzelne Kind hineinfühlen können, man muss die Spiellust beim Kind verstehen und als Kinderarbeit ernst nehmen. Dann ist es ein leichtes mit dieser Spiellust das Kind zu sozial wichtiger Arbeit zu leiten.

Die spanischen Kinder haben infolge einer freieren Erziehung in ihrer Heimat im Gegensatz zu allen «normalen» Kindern hier und überhaupt in Mittel-Europa eine ganz andere Mentalität, eine andere Struktur, nämlich eine gesündere. Sie sind nur «asozial» und wild, wenn man sie unter Verhältnisse bringt, wo ihrer Phantasie, ihrem natürlichen Tätigkeitsdrang und ihrem Freiheitswillen entgegengearbeitet wird.

Zum Schluss noch ein Beispiel für diesen Freiheitswillen. Als der Bretterzaun aufgestellt war, sind die Kinder auf alle erreichbaren Autos gestürzt und wollten fort, nur fort. «Lieber verhungern als in diesem Gefängnis sitzen», sagten sie. Mit viel Mühe konnte man sie zum Bleiben bewegen. Die Meinung der Kinder über den Zaun ist die: «Das Publikum soll nicht sehen, was mit uns hier geschieht». *I. F.*

Kleiner Bericht aus Island

Hier auf Island, in Reykjavik, ist das kleinbürgerliche Leben in einer sehr ausgeprägten Form erhalten. Die Kleinheit der Verhältnisse, die Isoliertheit von «Europa» haben hier eine etwas langsamere Entwicklung der Verhältnisse mit sich gebracht. Dann kommt hinzu, dass es fast keine Industrie hier gibt (Fischfang, Schafzucht, Landwirtschaft sind die hauptsächlichsten Ernährungsquellen).

Sehr viel alte Traditionen sind hier konserviert, eben auf Grund der angeführten Gründe. Die beste Schilderung der Kleinheit der Verhältnisse, die natürlich besonders jede sexual-fortschrittliche Entwicklung hemmen, hat Haldar-Kilian Laxness, der beste Romanschriftsteller Islands, sehr links stehend, in seinem Buch: «Salka-Valka» gegeben. Diese Darstellung des Lebens in einem kleinen Fischerdorf in Asöre bei Axlafjord könnte auch relativ für die Hauptstadt Reykjavik (33 000 Einwohner) zutreffen.

Die Arbeiterbewegung ist natürlich auch, trotzdem sie relativ gross ist (in Akureyri, der Hauptstadt des Nordlandes sind die Kommunisten stärker als die S. P. und in Reykjavik nicht viel schwächer) sehr verkleinbürgerlicht. Ich habe selten so starre und leblose Versammlungen der K. P. erlebt wie hier und selten eine so gehemmte, leblose sozialistische Jugend gesehen, wie hier.

Jeder kennt nun jeden, jeder weiss, wer mit wem «geht». Und man kann sich so denken, wie die sexuellen Verhältnisse, soweit es solche vor der Ehe gibt, aussehen. Die Familienbindungen sind noch sehr ausgeprägt erhalten. Es ist ganz unmöglich, dass Kinder von ihren Eltern wegziehen, um ungestörter leben zu können. Deshalb ist es auch verständlich, dass man so jung heiratet.

Und natürlich sind Präventiv-Mittel sehr teuer und eine öffentliche Propaganda für deren Gebrauch (Automaten etc.) nirgends zu finden. Daher sieht man diese jungen Ehen schon in ganz kurzer Zeit mit mehreren ungewollten Kindern «gesegnet».

Eine der augenscheinlichsten Wirkungen dieser gehemmten Sexualität ist eben ein Sadismus beim Manne hier, der besonders in Tanzlokalen klar auftritt. Die Tänzerpaare, und man tanzt hier natürlich besonders viel, nehmen überhaupt keine Rücksicht aufeinander. Man fährt, bezw. tanzt aufeinander los, schubbst sich, ja schlägt sich sogar, weil niemand aus dem Wege «tanzen» will. Ich habe nie solche sadistischen Aggressionen auf dem Gebiete gesehen.

Und natürlich ist auch der Sport ganz besonders geeignet zur sadistischen

Handlung. Fussball ist hier direkt lebensgefährlich und Handball besteht aus einer Mischung von Boxen und Rugby.

Die wenigen sexuellen Erlebnisse der Jugend sind meistens mit vorhergehender sinnloser Sauferei verbunden. Man will die Angst durch Alkohol betäuben und man kann sich denken, wie befriedigend ein solcher Geschlechtsverkehr sein kann im betrunkenen Zustand und mit völlig unbekannten, zufälligen Partnern!

N. E.

Besprechungen

Almanach der Psychoanalyse

(247 Seiten und Bildbeilage). Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, Preis in Leinen RM.4.—)

Die seit 1926 alljährlich erscheinenden psychoanalytischen Almanache bieten — zumeist in Ausschnitten aus Neuerscheinungen der psychoanalytischen Literatur — einen guten Einblick in die Problemstellungen der fortschreitenden Forschungsarbeit auf diesem Gebiete. Da ist es nun bemerkenswert, dass neuerdings einige Psychoanalytiker die grosse Bedeutung des sozialen Moments für das Seelenleben der Menschen anzuerkennen beginnen. Am deutlichsten tritt dies in einem Beitrag «Die Beziehung zwischen sozialer und persönlicher Desorganisation» von Paul *Schilder* (New York) hervor. Das Triebleben ist biologisch gegeben, aber schon beim Kinde hängt es von sozialen Momenten ab, in welcher Weise sich der Mensch in dieser Welt zurechtfindet.

Insbesondere ist die herrschende Sexualmoral ein Hemmnis der gesunden Entwicklung des Kindes: «Die Psychoanalyse hat gezeigt, dass auf sexuellem Gebiet frühe Versagungen, Einschüchterungen und Strafen zu schweren Störungen in der persönlichen Entwicklung führen». Denn das Kind prüft und sondiert unaufhörlich seine Umgebung, um sich an die Umwelt anzupassen, was oft nicht ohne seelische Verkrüppelung zu erreichen ist. Die «Abwegigkeit des Individuums in seiner Anpassung an die Welt» verrät sich dann in einer seelischen Erkrankung: «Die Neurose kann somit als eine falsche Einstellung auf Grund einer Unterbrechung des Prüfungs- und Sondierungs-Prozesses definiert werden», der im Dienste des Realitätsprinzips steht. Aber schliesslich sind auch die Erzieher für das hilflose Kind eine sehr bemerkenswerte Realität und so «werden unrichtige Einstellungen von dem fehlangepassten Elternteil auf die Kinder übertragen».

Hier schliesst sich der Zirkel, der letzten Endes auf soziale Faktoren zurückzuführen ist, denn die ganze Erziehung — und erst recht die öffentliche Schulerziehung — ist Ausfluss der sozialen Struktur der Gesellschaft, in die wir hineingeboren werden. Und wenn *Freud* von einem «Unbehagen in der Kultur» spricht, dann darf man nicht vergessen, dass diese Kultur in ihren Spitzenleistungen nur einem sehr begrenzten Kreis von Menschen in gehobener gesellschaftlicher Stellung zugute kommt, in sozialer Hinsicht jedoch als Unkultur zu bezeichnen ist, da sie die primitivsten Voraussetzungen materieller und emotionaler Bedürfnisbefriedigung vermissen lässt. Innerhalb der heutigen menschlichen Gesellschaft werden alle Hassregungen hochgezüchtet und deren Sublimierung wesentlich erschwert. Wer soll da noch seelisch «normal» bleiben? Die Flucht in die Neurose, in das Anormale wird zur Norm.

Der stärkste psychische Heilfaktor wäre demnach die Beseitigung der heute bestehenden sozialen Desorganisation. *Vorbeugen ist besser als Heilen.*. Die psychoanalytische Therapie kann sich derzeit nur auf die individuelle Behandlung

einzelner Neurotiker beschränken und muss in vielen Fällen versagen, weil die «Geheilten» innerhalb der gegebenen sozialen Wirklichkeit in neue Konflikte geraten. Aber die Psychoanalyse könnte uns auf Grund ihrer Einsichten beraten, welche sozialen Voraussetzungen erfüllt sein müssten, um eine künftige Sexualhygiene zu ermöglichen. Ein erster Versuch nach dieser Richtung ist in der Arbeit von *Schilder* zu erblicken, denn er will «den Weg zu einer Theorie eröffnen, die auch soziale Faktoren in Erwägung zieht». Hier mündet die Psychoanalyse notwendig in die Politik und die Feinde des sozialen Fortschritts werden wieder einmal den Ruf nach «Entpolitisierung der Wissenschaft» ertönen lassen. Als ob nicht unser ganzes gesellschaftliches Leben durchsetzt wäre mit einer — hauptsächlich durch die Kirche geförderten — lebensfeindlichen Sexualpolitik. Diese reaktionäre Sexualpolitik muss bekämpft werden, will man die seelische Gesundheit der Menschheit erreichen. Die Psychoanalyse ist, wie der vorliegende Almanach beweist, auf dem Wege, ihre eigentliche Aufgabe — wenn auch vorläufig nur erst tastend — zu erkennen, nachdem schon vorher ein Flügel unter der Führung von Dr. Wilhelm *Reich* (Oslo) diesen Weg mit viel Erfolg beschritten hat.

So weit sind die meisten Psychoanalytiker noch nicht. Wohl spricht Lawrence S. *Kubie* (New York) in seinem Beitrag «Psychoanalyse praktisch gesehen» auch von einer Prophylaxe, doch er meint nur die *rechtzeitige* Behandlung neurotischer Erkrankungen. Auch die Vorbeugung durch eine von analytisch geschulten Erziehern geleitete Aufzucht der Kinder dürfte da nicht viel helfen, selbst wenn man einige «Missverständnisse in der psychoanalytischen Pädagogik» ausschaltet, worüber Stefi *Bornstein-Windholz* (Prag) berichtet. Denn was nützt es, wenn es auch gelänge, in einem pädagogischen «Zauberberg», fern der rauhen Wirklichkeit, alle Aggressionen zu sublimieren? In einer von sozialen Gegensätzen durchtobten Umwelt würden dann noch die vor ihren eigenen inneren Dämonen so sorgsam behüteten Kinder sich der äusseren Realität wenig angepasst fühlen.

Nein, es bedarf vor allem einer Umgestaltung der sozialen Struktur unserer Umwelt, sonst lässt sich auch durch die beste Pädagogik das Inferno der menschlichen Seele nicht meistern. Trotzdem ist es nicht nutzlos, die psychoanalytische Pädagogik zu verfeinern, denn die Nuranalytiker werden schliesslich erkennen, dass ihrer Arbeit durch die gesellschaftliche Struktur Schranken gesetzt sind; sie werden erkennen, dass ihre gutgemeinten Reformvorschläge unter den gegebenen sozialen Verhältnissen undurchführbar sind. Genau so, wie die pazifistischen Forderungen in der heutigen Gesellschaft unerfüllbar sind. Aber es ist eben schon ein Fortschritt, wenn erkannt wird, woran es liegt, dass die meisten Menschen gegenwärtig mehr oder weniger neurotisch eingestellt sind.

Diese Erkenntnis ist auch in der Vorlesung zu verspüren, die Heinrich *Meng* an der medizinischen Fakultät der Universität Basel beim Antritt des neu errichteten Lektorats für Psychohygiene unter dem Titel «Über Wesen und Aufgabe der seelischen Hygiene» gehalten hat. Meng kommt zwar nicht direkt auf die sozialen Vorbedingungen einer seelischen Prophylaxe zu sprechen, doch stellt er fest, dass «die *vorbeugende Hygiene in die Zeit der Aufzucht, der Pflege und Erziehung* fällt». Die unausgesprochene Schlussfolgerung liegt nahe: Wie soll denn unter den gegebenen sozialen Verhältnissen eine solche «Aufzucht, Pflege und Erziehung» der Kinder in breiten Schichten der Bevölkerung überhaupt möglich sein?

Man merkt, dass die Psychoanalyse — wie jede Wissenschaft — notwendig an die Grenzen ihrer praktischen Wirksamkeit gelangen muss, wenn sie das soziale Moment auf die Dauer auszuschalten sucht. Die eminent praktische Bedeutung einer Sexualtheorie liegt in der Sache selbst begründet. Die Psychoanalyse muss — will sie nicht in sterilen, doktrinären Betrachtungen versanden — notwendig zur Forderung einer gesunden *Sexualökonomie* gelangen, wie eine solche von der Sexpol längst erhoben wurde.

Ihren eigentlichen Wert wird die Psychoanalyse erst erweisen, wenn sie sich, wie oben erwähnt, in den Dienst der sozialen Umgestaltung stellen wird.

Th. Hartwig. (Prag)

Willi Münzenberg, Propaganda als Waffe.
Editions du Carrefour, Paris, 1937

Münzenberg schwankt in seiner Einschätzung der Hitlerpropaganda zwischen Ärger und Bewunderung. «Vom ersten Tage an war die Hitlerpropaganda eine inhaltlose, platte Agitation», schreibt er S. 12., gibt aber wenige Zeilen weiter unten zu: «Hitler entwickelte seine «politische Reklame» zu einem ausgeklügelten, mächtigen System, das mit allen Kunsttricks, allen raffinierten Mitteln einer Grossreklame des zwanzigsten Jahrhunderts . . . skrupellos arbeitet und «Massen»-erfolge erzielt.» (Warum «Massen» in Gänsefüsschen, sind es nicht wirklich Massenerfolge?) Doch Münzenberg tröstet sich: «Die ideenlose Propaganda der Hitlerbewegung kann keine Seelen erringen.» (S. 13) Aber wie ist das möglich angesichts der S. 101 festgestellten Tatsache: «Den die Jugend beseelenden tiefen Drang zu Aktivität, zur Hingabe an eine grosse Sache und zur Selbstaufopferung hat die Hitlerbewegung mit allen Mitteln ausgenützt.» Die Hitlerpropaganda ist Schwindel, Lüge, Betrug wird an hundert verschiedenen Stellen gesagt. Aber warum haben die Massen lieber diesem Betrug geglaubt als richtigen Lösungen des Sozialismus? Abgesehn von Erklärungen wie «raffinierte Geschicklichkeit», «Ausnützung niedriger Instinkte» etc. findet M. nichts Besseres als z. B. (S. 41): «Und wenn es möglich war, tausende an die Heilung erkrankter innerer Organe durch Aufstreichen weissen Käses glauben zu machen, *ist es nicht verwunderlich,* dass Millionen glaubten, eines Tages werde die Zinsknechtschaft gebrochen sein . . . » (Sperrung vom Ref.)

Es scheint, dass auch Münzenberg diese Massen nicht viel anders einschätzt als Hitler — selbst wenn er viele schöne Worte über die Notwendigkeit der Gewinnung dieser Massen durch Ideen und wissenschaftliche Aufklärung macht.

Das wird besonders deutlich an der Art, wie er eine kleine Geschichte aus der Zeit vor Hitlers Machtergreifung erzählt. Von einer Frauendelegation aufgefordert, sich zu den wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Forderungen der Frauen zu äussern, erklärt Hitler vor einer Berliner Versammlung: «Wenn wir die Macht erobert haben, wird jede deutsche Frau einen Mann bekommen.» Diese Erklärung wird nach authentischem Bericht mit nicht enden wollendem Jubel begrüsst. Nach Münzenberg hätte sie «von politisch aufgeklärten Personen mit Hohngelächter» beantwortet werden müssen (S. 40). Die «dummen» Massen! Wollen bei Münzenberg nicht wissenschaftliche Aufklärung holen, sondern verlangen eher eine Befriedigung ihrer primitivsten Bedürfnisse! Was für eine Unverschämtheit, mit sowas sogar Politik zu machen! — Das ist etwa Münzenbergs Einstellung. Er hat das Geheimnis der Hitlerpropaganda nicht verstanden. *Er hat nicht verstanden,* dass es zunächst darauf ankommt, zu fragen, was denn in diesen «dummen» Frauen den «Schlagworten» der nationalsozialistischen Mystik entgegenkam, welche Bedürfnisse, unterdrückten, triebhaften Wünsche und Sehnsüchte; und dann weiter zu untersuchen, was von diesen Bedürfnissen und Wünschen auch wir als Sozialisten bejahen und darum auch in unsere Propaganda einbeziehen müssen. Er hat nicht verstanden, dass mit Geschimpfe, Bezeichnung als «Verführung», Lüge», «Betrug» nichts, gar nichts geleistet ist.

Die politischen Fehler der Arbeiterbewegung, die neben andern Umständen den Erfolg der Hitlerpropaganda so sehr erleichtert haben, werden mit keinem Wort erwähnt. Das Tatsachenmaterial, das zu Fragen wie «Jugendpropaganda», «aussenpolitischer Propaganda», «sozialer Demagogie» gebracht wird, enthält z. T. ganz interessante Einzelheiten, mangelt aber jeder systematischen Bearbeitung. Gegenpropaganda, wie sie Bücher wie dieses zu treiben versuchen, ist hilfloses Gestrampel — aber bestimmt keine Waffe. *C. T.*

Edgar Alexander, Der Mythus Hitler.
Europaverlag, Zürich, 1937

Ausgehend von Hitlers Lebensgeschichte gibt A. eine Darstellung und Kritik vor allem der ideologischen und psychologischen Voraussetzungen des Nationalsozialismus. Ohne auf die im Kampf um die Familienmoral begründeten tieferen Ursachen des nationalsozialistischen Erfolges einzugehen, bringt er eine Menge

kluger Beobachtungen, zeigt Entsprechungen in Hitlers persönlicher Entwicklung und der sozialen Situation der Nachkriegszeit auf, zeigt sich im Ganzen sehr gut orientiert — ohne allerdings tatsachenmässig viel Neues zu bringen.

Denn nicht die Tatsachen als solche sind ihm das Wesentliche, sondern ihre Beleuchtung von der katholischen Geschichts- und Moralauffassung aus. Das dritte Reich wird für ihn zum Reich vor allem des Hasses; dann jedoch auch der Unmoral, Brutalität, Geistlosigkeit und letzten Endes der Gottlosigkeit, des «braunen Bolschewismus»:

«Der nationalistische Mythus ist der organisierte Wille zum Rückfall in die Primitivität der vorchristlichen Entwicklung der deutschen Kultur.» (S. 251)

Hitler ist der moderne Mohamed, der mit Feuer und Schwert alle Werte der «abendländischen Kultur», vor allem aber der christlichen Kirchen, zerstört und ausrottet.

Hinter dieser Betrachtungsweise steht nichts anderes als die alte, christlich-mythologische Auffassung des Weltgeschehens: Reich des Teufels gegen Reich Gottes, Reich des Hasses gegen Reich der Liebe (vgl. bes. S. 229 ff.), oder mit A.s eigenen Worten:

«Rom, das alte, machtvolle, geistige Rom der Päpste, steht gegen den braunen Bolschewismus, den Koloss auf tönernen Füssen; Christus steht gegen Hitler.» (S. 309)

Überflüssig zu sagen, dass eine solche Betrachtungsweise natürlich jeden Weg verbaut, die positiven, fortschrittlichen Momente im Nationalsozialismus zu sehen, die für grosse Teile der Jugend gerade im Kampf gegen die christliche Moral gegeben sind.

Und wie stellt sich A. die Überwindung dieses «Reichs des Satans» vor? Er warnt seine Freunde

«die Notwendigkeit eines praktischen Zusammenschlusses oder zumindest einer ernsthaften Diskussion aller Hitlergegner zum Zweck eines positiven Aufbauprogramms der deutschen Zukunft nicht immer nur unter der Ausschliesslichkeit der religiösen Weltanschauungsproblematik des deutschen Katholizismus zu beurteilen» (S. 357)

und gibt im Folgenden etwa die Perspektive: Schwerindustrie und Reichswehr sind die eigentlichen Träger der politischen Macht in Deutschland. Sie werden Hitler fallen lassen, wenn er eine weitere Aufrüstung und die damit verbundenen Profite nicht mehr garantieren kann. Die Reichswehr ist im besondern auch daran interessiert, dass der «braune Bolschewismus» nicht die auf der christlichen Moral fundierte soldatische Disziplin zerstört (vgl. z. B. S. 366. Eine zweifelhafte Spekulation).

Wir müssen damit rechnen, dass diese Mächte Hitler fallen lassen, wenn er ihren Interessen nicht mehr Rechnung tragen kann. Dann kommt es zur Militärdiktatur als Übergangszustand. In diesen Prozess müssen sich die Hitlergegner einschalten («damit ist die Notwendigkeit einer zukünftigen Verständigung des deutschen Militarismus mit der Arbeiterschaft zwangsläufig gegeben» (S. 363). Ziel ist dabei natürlich immer ein von allem «Bolschewismus» gereinigter «Sozialismus». Er ist «als konkrete Sozial- und Gesellschaftsbewegung die Forderung der Stunde, der alle wirklichen Gegner des Bolschewismus genügen müssen.» (S. 331)

Unter Führung der Reichswehr, der Grossindustrie und mit der katholischen Kirche als ideologischem Rückhalt?

Eine vom «realpolitischen» Standpunkt gewiss kluge Perspektive. Denn A. betont richtig, «dass die deutsche Wehrmacht bereits heute einen so gewaltigen Machtfaktor des deutschen Lebens darstellt, dass zumindest auf absehbare Zeit — und für sie allein wollen wir zunächst einmal kämpfen und sorgen — keine Wandlung der deutschen Verhältnisse eintreten kann, an der nicht die deutschen Militärs wesentlich beteiligt wären . . . Auch wir stehen aus persönlich-weltanschaulichen Gründen dem Geist des deutschen Militarismus höchst skeptisch und ablehnend gegenüber, aber wenn wir uns sachlich um eine Urteilsfindung über das Wenn und Aber der deutschen Zukunft bemühen, werden wir uns ebensosehr mit der Anerkennung der Realität der deutschen Wehrmacht und ihrer inneren Kraft und Fähigkeit, den jetzigen anarchischen Zustand in Deutschland zu ändern, abfinden müssen, wie es vor Jahren bereits Hitler getan hat.» (S. 363/64)

Steht aber hinter dieser Perspektive nur die «nüchtern-praktische Sachlich-

keitserwähnung»? — Nein. Um nämlich «dem echten Wohl des deutschen Volkes und seiner Zukunft zu dienen . . . wehren wir uns» (nicht nur gegen das jetzige System des dritten Reichs sondern) «auch gegen alle revolutionär- anarchistischen Pläne und Absichten, die darauf hinausgehen, das jetzige Terrorsystem des dritten Reichs lediglich mit roter Farbe und den dem heutigen Hitlersystem weithin wesensverwandten kommunistischen Ideen einzutauschen.» (S. 363)

A. hat nicht nur das fortschrittliche Element im Nationalsozialismus sondern auch die grundsätzlich zu bejahenden Leistungen des russischen Kommunismus nicht begriffen. Und darum ist seine Perspektive gefährlich. Darauf müssen alle Sozialisten, die mit bürgerlichen Gegnern der Nazis zusammenarbeiten wollen, aufmerksam sein. *M.*

Konrad Heiden, Europäisches Schicksal.
Europa-Verlag, Zürich, 1937

Das Buch lässt sich nicht referieren, es muss gelesen werden. Trotz mancher Missdeutungen soziologischer Tatbestände liegt es entschieden in der Richtung eines Denkens, dem allein die Überwindung des heutigen irrationalistischen Chaos zu danken sein wird. *T.*

Dr. med. Gerh. Ockel, Gesundes Liebesleben.
Falken-Verlag E. Sicker, Berlin 1937

Ein Buch, das von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums «Zur Veröffentlichung empfohlen» wird und mit den Worten beginnt «Eine wirklich lebendige, gesunde Liebesmoral kann nur religiös gegründet sein».

Denkbar ungeeignet für junge Menschen, die wirklich etwas über gesundes Liebesleben wissen möchten und nicht die Mystik des Lebens studieren wollen. *G.*

*

Verlag und Redaktion teilen mit:

Wir möchten darauf hinweisen, dass der Vertrieb des Buches «Der sexuelle Kampf der Jugend» in seiner jetzigen Form eingestellt wird, und dass für Übersetzungen eine neue Fassung bereits vorliegt, die beim Verlag anzufordern ist.

*

Wir möchten an dieser Stelle mit allem Nachdruck darauf aufmerksam machen, dass nur durchkorrigierte und druckfertige Manuskripte berücksichtigt werden und möchten daher alle Freunde bitten, die Artikel in druckfertigem Zustande einzusenden.

NEUERSCHEINUNG

DIE BIONE

ZUR ENTSTEHUNG DES VEGETATIVEN LEBENS

Preis: kart. 15.— Norw. Kronen

Inhaltsverzeichnis:

SEXPOL-VERLAG, KOPENHAGEN — OSLO, Postbox Oslo 2806

Vor etwa zwei Jahren wurde die sexualökonomische Forschung und Lehrtätigkeit im

Institut für sexualökonomische Lebensforschung

unter der Leitung von Wilhelm Reich

zusammengefasst. Schon vorher hatte sich das Schwergewicht der Arbeit vom rein psychologischen auf physiologisches und biologisches Gebiet verschoben. In Oslo entstand neben der Lehrtätigkeit in charakteranalytischer Theorie und Technik ein bio-physiologisches Laboratorium. Die Berichte sollen die Ergebnisse dieser Arbeiten in einheitlicher Form der Welt übermitteln.

Es erscheinen somit nunmehr die

Klinischen und experimentellen Berichte aus dem Institut für sexualökonomische Lebensforschung

Als erster der obengenannten Berichte liegt vor:

WILHELM REICH

Experimentelle Ergebnisse
über
die elektrische Funktion von Sexualität und Angst

41 Seiten, 33 Photodiagramme — Preis 4.50 norw. Kronen

ZWEITER BERICHT:

WILHELM REICH

Orgasmusreflex, Muskelhaltung und Körperausdruck

Zur Technik der charakteranalytischen Vegetotherapie

Der dialektische Materialismus in der Lebensforschung

Bericht über die Bion-Versuche

64 Seiten, 7 Photos — Preis 5.40 norw. Kronen

Zu beziehen durch den unterzeichneten Verlag

SEXPOL-VERLAG, KOPENHAGEN — OSLO, Postbox Oslo 2806
Gedruckt bei Aasland & Garbels Boktrykkeri, Oslo

Verleger: VERLAG FÜR SEXUALPOLITIK, Kopenhagen—Oslo
Verantw.f.d.Redaktion: Sigurd Hoel. Trykk Aasland & Garbel, Oslo